

eXperimenta

03/
17

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Drei Käsehoch

Der Nachwuchs steht in den Startlöchern

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - Institut für **Kre**atives **Sch**reiben www.inkas-institut.de

Inhalt

Seite

Titelbild: Carlotta Ostmann

Editorial: Gabi Kremeskötter	4
Der goldene Apfel, der silberne Apfel und der rote Brillant Madita Hampe	6
Du böses Kind Peter Paul Wiplinger	10
Im Stachelbeerbusch Dagmar Herrmann	12
Dino Marcel Morast	13
Kindermund Carlotta Ostmann	18
Stella Cecilia Zörner	19
Das hier oben ist der Himmel Carlotta Ostmann	20
Der Sternschnuppenwunsch Elias Zörner	21
Das Leben meiner Selbst Franziska Fuchs	22
Das weiße Pferd Hagen von Kornbach	28
Die Begegnung Martina Arp	36
Steiniger Weg Martin Kirchhoff	38
Frühling Carlotta Junk	39
Das verborgene Echo Lea Andersson	42
Die Daniela-Schmidt-Trilogie Teil Drei	43
Paris – Klettereien Pierre Dietz	45
Nacht Rolf Sakowski	47
Heimat bis VII Katharina Körting	56
Nur ein Mensch auf der Bank Şafak Sariçiçek	58
Franz Marcs Gemälde Abstrakte Formen II Jens-Philipp Gründler	60
Helene Fischer: Auf der Suche nach mir Milena Reineke	64
Haiku Yvonne Sartoris	66
Kurzlyrik Hella Neukötter	66
Martin Luther: Reformator zwischen Mythos und Geschichte Prof. Dr. Mario Andreotti	68
Ein besonderer Abend mit dem unbekannten Mandanten - Teil 1 Zissi Frank	70
Über nachhaltige Literatur Milena Reinecke	76
Skuli Björnssons Kinderhörspieltipp	77
Leser(innen)briefe	78
Ankündigung	79
Seminare INKAS INstitut für KreAtives- und literarisches Schreiben	80
Wettbewerbe	82
 Impressum	 84

eXperimenta

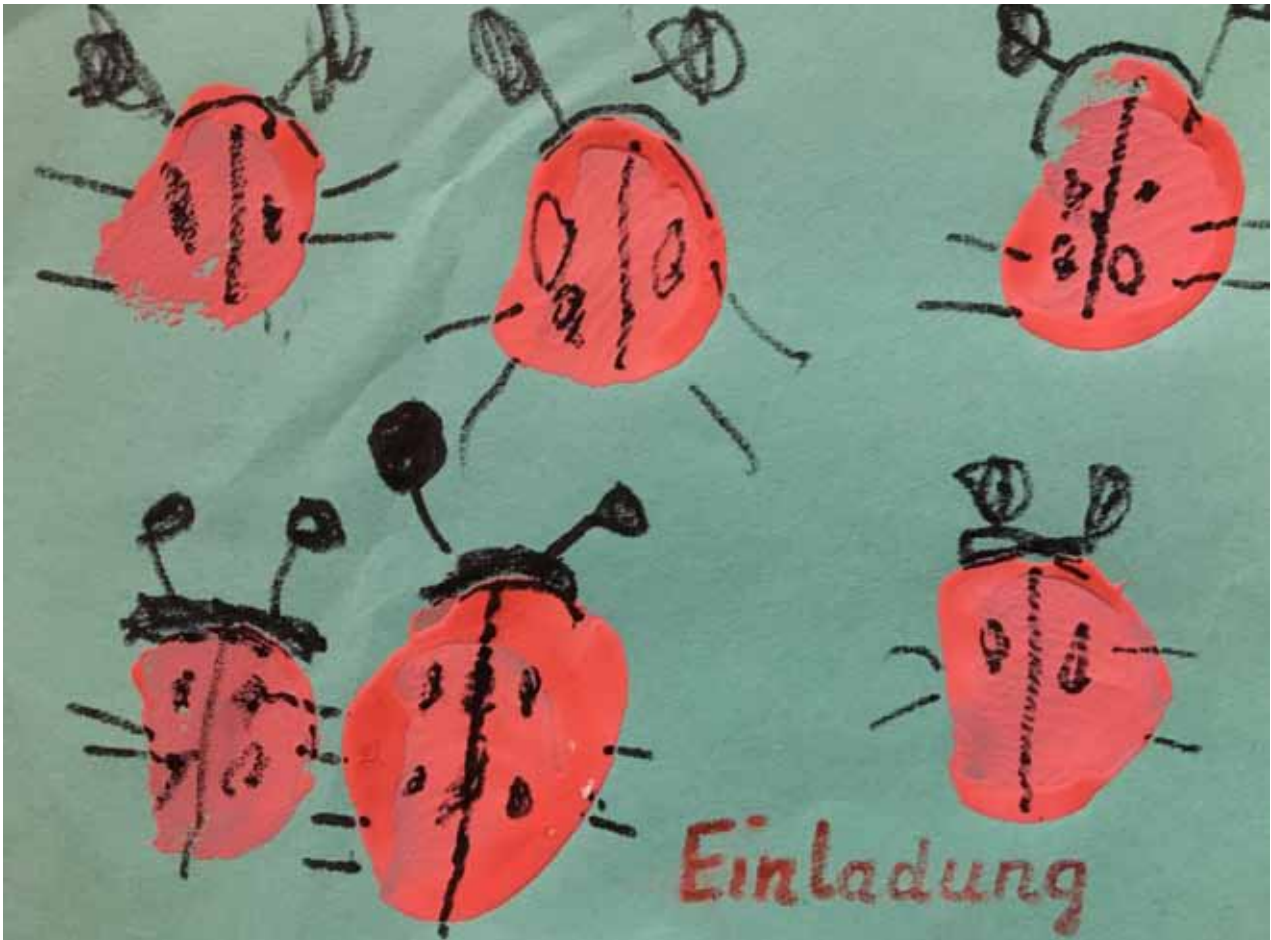
03/
17

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins



Gabi Kremmeskötter, Ostsee

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreibe www.inkas-institut.de



Elias Zörner, Marienkäfer laden ein

eXperimenta Facebook-Seite jetzt auch als App

Die **eXperimenta** Facebook-Seite gibt es jetzt auch als App für Android und Apple iOS unter folgendem Link abrufbar. So bleibt Ihr / Sie immer auf dem Laufenden.

<http://experimenta.chayns.net>



Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

warum haben wir nicht schon viel früher einmal eine komplette Ausgabe dem Nachwuchs gewidmet? Dies fragten wir uns in der Redaktion angesichts der zahlreichen Einsendungen zu unserer vorliegenden März-**eXperimenta** DreiKäsehoch. Die Wirkung unserer Themen, die 2017 ganz im Zeichen der Zahlen stehen, war uns bei der Auslobung nicht bewusst.

Umso schöner ist es anzusehen, wie die Jungen unter uns dieses Thema angehen. Ob im Familienverbund, wenn Mutter und Kind im zahlreichen Schrift- und Malfundus stöbert, um uns Material einzusenden oder der ein oder andere Autor in Erinnerungen an die eigene Kindheit schwelgt und eben dies zu Papier bringt. Unsere heutige Jugend wird die Bestseller-Autor(inn)en der Zukunft stellen, seien wir also gespannt auf ihre Entwicklung, erste Ansätze sind erkennbar und machen Lust auf mehr!

Der Nachwuchs steht in den Startlöchern und wir sind stolz darauf, mit unserem Magazin als Plattform und Startbrett dienen zu können.

Sicher ist daher eines: diese Ausgabe wird nicht die letzte sein, die wir mit Beiträgen unserer jungen und sehr jungen Leserschaft gestalten!

Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Entdecken der jungen Seite der **eXperimenta**!

Herzlichst,
Ihre Gabi Kremeskötter
Chefredakteurin



EDITORIAL

Der goldene Apfel, der silberne Apfel und der rote Brillant

Madita Hampe

Es wohnte eine Hexe im Wald mit ihren Töchtern. Von den Töchtern war eine gut. Was der Hexe natürlich nicht gefiel.

Die andere Tochter, im Gegensatz zu der schönen und fleißigen, war hässlich und faul.

Die Mutter stand aber mehr für die faule ein, weil es ihre rechte Tochter war.

Einmal, als die schöne Stieftochter in ihrem Zimmer saß, hörte sie ein Knistern. Sie hörte eine Stimme, die sagte: „Nimm heraus was in der Schublade deines Tisches ist!“ Damit verschwand die Stimme.

Das Mädchen dachte, was kann es anderes sein als meine Stifte und mein Papier? Trotzdem öffnete sie die Schublade und sie fand einen goldenen Apfel da drinnen. Sie nahm den goldenen Apfel heraus, wusste aber nicht was sie damit anfangen sollte, wickelte den goldenen Apfel in ein Tuch und legte ihn unter ihr Bett.

Am nächsten Tag erschien die Stimme abermals und sprach: „Den goldenen Apfel hast du. Vergrabe den an der Nordseite deines Hauses.“ Damit verschwand die Stimme wieder.

Das Mädchen nahm sich eine Schippe.

Am nächsten Tag, als das Mädchen noch schlief und ihre Stiefschwester auch noch schlief, stand die Mutter schon auf und sah aus dem Fenster. Als sie aber hinausblickte, stand da ein schöner Baum. Es war ein Apfelbaum. Sie hatte gewiss viele Apfelbäume in ihrem Garten, aber dieser trug goldene Äpfel. Da ging sie zu ihrer Stieftochter und fragte sie, wie das geschehen konnte. Als die Stieftochter davon hörte, tat sie so als hätte sie keine Ahnung. Damit die Stiefschwester und die Stiefmutter nicht bemerkten, dass sie den Baum gepflanzt hatte. Aber da sagte die Mutter: „Ich hoffe es wachsen uns noch mehr Bäume von dieser Art.“ Die Stiefschwester aber fragte: „Willst du deine normalen Apfelbäume in diesen goldenen Bäumen haben?“ Da sagte die Stiefmutter, das sei wohl nicht möglich. Erstens haben wir die Samen nicht und zweitens wissen wir nicht was für Samen das sind. Die Stieftochter sagte: „Hau nur deine normalen Apfelbäume ab! Am Morgen werden die schon an den Stellen der normalen Apfelbäume stehen.“ Die Mutter tat es. Die Stieftochter aber pflückte in der Nacht die Äpfel von dem Baum, pflanzte die Äpfel in die Löcher, die ihre Mutter gegraben hatte. Am nächsten Morgen standen an den Stellen die goldenen Apfelbäume. Als die Mutter die sah, sagte sie: „Ei, was regnen da Sterne rein.“

Aber in dem Moment bemerkte sie, dass an dem goldenen Apfelbaum, der zuerst da war, keine Äpfel mehr hingen. Sie sagte zu der Stieftochter: „Ei, was weißt du wie die Bäume gepflanzt werden? Dann solltest du mir auch sagen, warum die Äpfel nicht mehr an den Bäumen hängen.“

Als das Kind wieder in seinem Zimmer saß, erschien wieder die Stimme und sagte ihr: „Mach nur das Gleiche, wie du zuvor getan hast. Schau in die Schublade!“

Sie holte einen silbernen Apfel daraus. „Und was soll ich nun mit diesem silbernen Apfel?“, fragte die Stieftochter. „Vergrabe ihn an der Südseite deines Hauses!“ Und es geschah wieder wie mit den goldenen Äpfeln. Die Mutter sagte: „Ha, er wird sicher wieder mit den Äpfeln gepflanzt, aber ich frag mich, wo du solche Äpfel her hast?“ „Sie lagen in meiner Schublade. Als ich meinen Stift zum Malen raus holen wollte fand ich sie zufällig da drin.“

Am nächsten Tag kam die Stimme wieder und sie sagte wieder: „Schau in deine Schublade! Will dir jemand etwas Böses tun, so benutze nur den roten Brillanten!“ Darauf verschwand die Stimme.

Eines Tages verlor die Mutter die Geduld, sich nur noch die schönen Bäume anzusehen und sagte zu ihrer Tochter: „Wir wollen die Äpfel pflücken.“ Sie sagte zu der Tochter: „Pflück die Äpfel von oben runter!“

Doch kaum hatte die Tochter einen Apfel gefasst, fing der Apfel an zu glühen, das Mädchen verbrannte sich die Hand und vor Schmerz fiel sie tot um.

Die Mutter sagte: „Ich geh jetzt in den Keller und sag meinem Sohn, er soll schon mal hochkommen um das Ding (die Stieftochter) zu vernichten.“

Als der Junge in der Küche stand, sagte sie: „Hol dir schon mal das Messer zum Totschlagen! Und dann werde ich die Äpfel pflücken.“

Da die Mutter nun wusste, dass der goldene Apfelbaum giftig war, sagte sie: „Ich will es bei den silbernen Äpfeln versuchen.“ Sie griff einen von den silbernen Äpfeln, aber ihr geschah es nicht besser als ihrer Tochter. Bevor die Hexe starb, rief sie ihren Sohn in die Küche: „Vernichte nun das Ding!“

Der Sohn rannte mit einem Messer auf das Mädchen zu. Der rote Brillant, den sie zufällig noch in ihrer Tasche hatte, machte ihr ein Feuerschutzschild. Der Junge, der von der Gefahr der Äpfel nichts wusste – ihm geschah es nicht besser als Mutter und Tochter.

Das Mädchen, das jetzt alleine wohnte, war nun allein.

Es verging eine Zeit. Da kam die Stimme wieder und sagte: „Du hast das Recht auf mich. Du hast alles überstanden, was dir Mutter, Schwester und Bruder antun wollten.“ Zugleich verwandelte sich die Stimme in einen schönen jungen Prinzen. Er heiratete das Mädchen und sie lebten sehr glücklich.

Madita Hampe ist am 26. Mai 2002 in Leipzig geboren und spielt seit ihrem achten Lebensjahr Theater, u.a. im Schauspielhaus Leipzig und im Spinnwerk. Sie besucht derzeit ein Gymnasium und interessiert sich besonders für Politik, Geschichte und Sprachen. Das Märchen vom goldenen und silbernen Apfel diktierte sie, als sie sechs Jahre alt war.

Aufruf der **eXperimenta**-Mitarbeiter(innen)

Die **eXperimenta** ist auf dem eigenen Portal (kostenlos) abrufbar. Obgleich im Augenblick wie in all den Jahren zuvor sieben Redakteure(innen) und Korrespondent(innen) jeden Monat völlig unentgeltlich an der redaktionellen Herstellung der **eXperimenta** arbeiten, entstehen Kosten, die wir selbst tragen. Zum Beispiel bei der Erstellung des Layouts oder den Onlinearbeiten, damit Sie die **eXperimenta** rechtzeitig abrufen können.

Deshalb bitten wir um Ihre Solidarität, die sich darin ausdrücken kann, dass Sie für den regelmäßigen Bezug unserer Online-Zeitschrift einmal jährlich Euro 50,- (oder gern auch mehr) auf das INKAS-Konto überweisen (siehe unten). Natürlich ist die **eXperimenta** weiterhin kostenlos zu lesen. Doch wir bauen auf viele solidarische Leser(innen) und freuen uns auf Ihre zahlreichen Solidaritätsspenden.

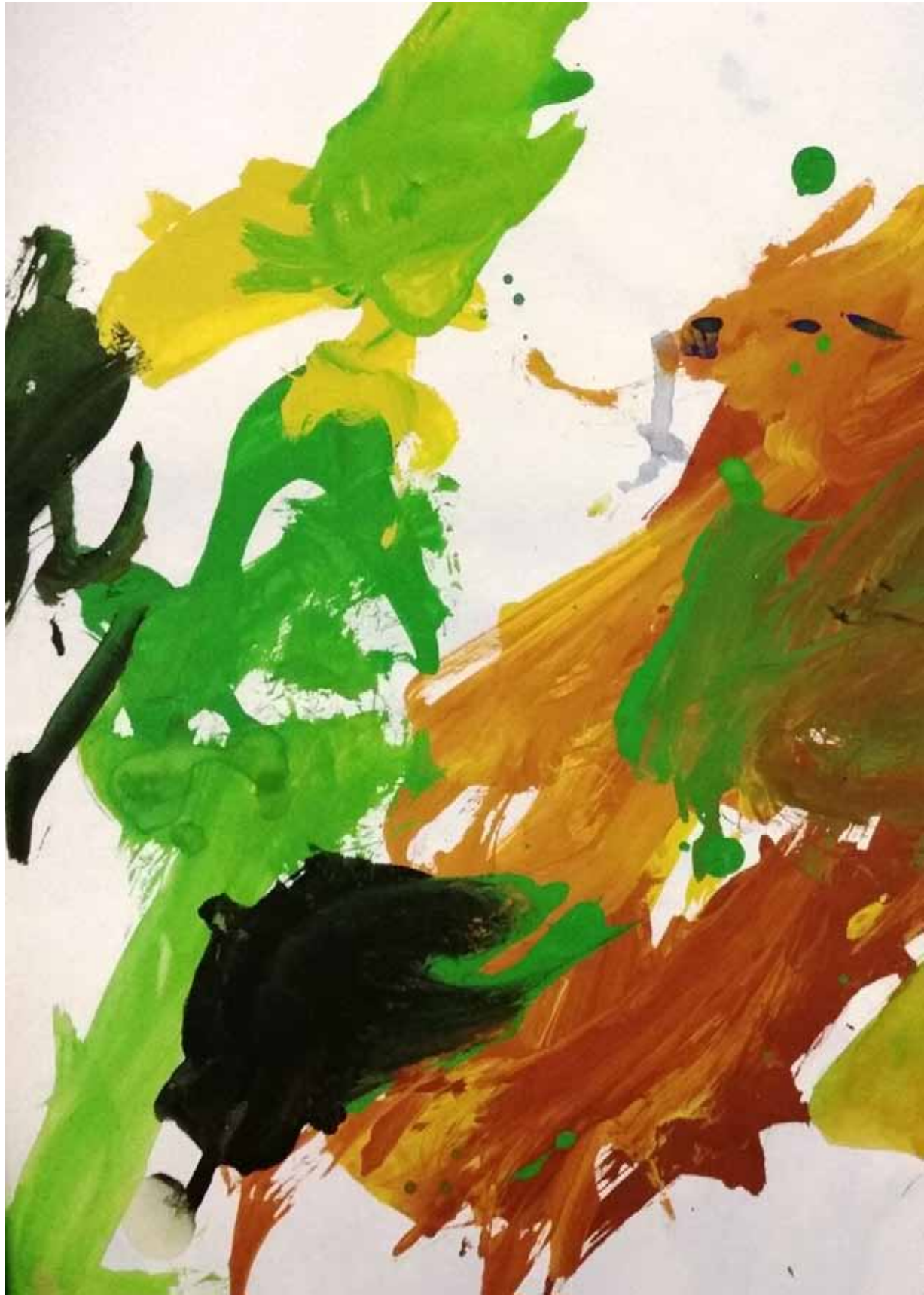
Ergänzend wollen wir den Anzeigenbereich ausbauen. Gerne nehmen wir Ihre Anzeige in unser Magazin auf. Auf Anfrage senden wir Ihnen unsere Mediadaten zu.

Kontonummer und Verwendungszweck:

ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V., Mainzer Volksbank

IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18

BIC: MVBMD55





Franziska Schmetz im Alter von 3 Jahren

Du böses Kind

Peter Paul Wiplinger

schreit auf du böses kind schreit auf ich schlage dich noch windelweich und schlag auf schlag brennt dann die wange brennt das gesicht schreit auf das wirst du mir noch büßen du bengel du du taugenichts du tunichtgut du ärgerst mich nicht noch einmal und klatsch da hast du eine das wirst du dir noch merken ein leben lang das sag ich dir das tust du mir nie wieder kehr jetzt die scherben auf und wisch das wasser weg dann kommst du in den keller und das auf niemehrwiedersehen erst wenn ich dich am abend rufe und ab ins bett dann ohne abendbrot nur mit dem nachtgebet und daß du alle um verzeihung bittest den lieben gott die heilige maria und deinen schutzensengel und auch noch mich dann liegst du regungslos im dunkeln die gitterstäbe trennen dich vom raum und durch das fenster kommt die kälte die decke hat sie dir noch weggenommen damit du frierst und nicht vergißt was du getan jahrzehnte später meidest du den keller fürchtest du das dunkel du haßt fast alle frauen und kannst nicht lachen wie die andern du schüttetest wein in dich hinein du gehst zu bett auch ohne abendbrot und fernsehbilder flimmern grell bis in die tiefe nacht du schlägst dein kind genauso wie sie dich geschlagen und schreist es an das tust du mir nie wieder und schreist es an das wirst du dir noch merken bis an dein lebensende und bringe keinen deiner freunde mit ins haus und komm nie später als die fünf minuten die wir ausgemacht und lümmle nicht bei tisch und rede nur wenn du gefragt und sei nicht frech verschwinde in dein zimmer und laß so schnell dich nicht mehr blicken erst mußt du lernen zu gehorchen dann kannst du eine eigene meinung haben erst mußt du etwas leisten dann kannst du reden vorher nicht und überhaupt mir sagst du gar nichts ich höre dir nicht zu und überhaupt scher dich zum teufel du bist wie deine mutter und überhaupt wer glaubst du wer dich füttert hier an diesem tisch und wer dich aufgezogen hat und alles zahlt und wer sich täglich schindet nur für dich daß du es besser hast als ich denn ich hab nichts gehabt zu meiner zeit und keinen mucks durfte ich machen als ich so alt war wie du jetzt und komm mir nicht mit andern zeiten und dem gewäsch von einer andern welt ihr seid doch alle gleich schmarotzer seid ihr alle nervensägen und frech noch obendrein du kannst gleich eine haben da bist du mir noch nicht zu alt und klatsch sitzt eine auf der wange und klatsch brennt das gesicht und dazu schreit er noch in einem fort du böser bengel du und taugenichts du böses kind du böses kind

Peter Paul Wiplinger, Schriftsteller und künstlerischer Fotograf, geboren 1939 in Haslach im Mühlviertel, Oberösterreich. Er lebt seit 1960 in Wien, studierte Theaterwissenschaft, Germanistik und Philosophie als Werkstudent und war mehrere Jahre hindurch als Galerist tätig. Reisen in viele Länder und Städte Europas, der Türkei, Israels und in die USA und Aufenthalte dort beeinflussten sein literarisches und fotografisches Werk. Wiplingers Lyrik und kulturpublizistische Schriften sind geprägt von seiner zeit- und gesellschaftskritischen Haltung und von einer tief in ihm verwurzelten Humanität. Bisher fünfundvierzig Buchpublikationen, u.a. die Gedichtbände „Lebenszeichen“ (1992), „Unterwegs“ (1997), „Schnittpunkte“ (1999), „Splitter“ (2000), „Spuren“ (2001), „Niemandsländ“ (2002) sowie die Fotogedichtbände „Abschiede“ (1981), „Farbenlehre“ (1987), „Bildersprache“ (1988), die Erzählbände „Lebensbilder - Geschichten aus der Erinnerung“ (2003) und „Lebenswege - Geschichten aus der Erinnerung“ (2011), der Prosaband „ausgestoßen“ (2006), „Steine im Licht“, Gedichte und Prosa aus Rom (2007), „Schriftstellerbegegnungen 1960-2010“, „Sprachzeichen“, Essays und Prosa (2011), „Schattenzeit“, Gedichte 2000-2010 (2013) und zuletzt „Positionen 1960-2012“, Dokumentation (2014).

Seine Gedichte wurden in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt und publiziert. Wiplinger gehörte als engagiertes Mitglied von 1980-2010 dem Internationalen und dem Österreichischen P.E.N.-Club an und ist seit vielen Jahren Vorstandsmitglied der IG Autorinnen Autoren (Berufsverband österreichischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen). Er erhielt zahlreiche Stipendien und Preise, u.a. den Förderungspreis des Wiener Kunstfonds für Literatur (1970), dreimal den Theodor-Körner-Förderungspreis (1976, 1983, 1992), den Anerkennungspreis (1986) sowie den Förderungspreis des Landes Niederösterreich für Literatur (1987), den Luitpold-Stern-Preis des ÖGB (1997), die Buchprämie des Bundeskanzleramtes (1999) sowie den Franz Theodor Csokor-Preis des Österreichischen PEN (2014). Der Berufstitel „Professor“ wurde ihm 1991 verliehen. Im Jahr 2003 wurde er mit dem „Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst 1. Klasse“ ausgezeichnet. 2005 wurde ihm die Kulturmedaille des Landes Oberösterreich und 2014 das Goldene Ehrenzeichen des Landes Niederösterreich verliehen.

Mein Mann, der österreichische Schriftsteller Peter Paul Wiplinger, wurde am Dienstag, 21.2. diesen Jahres in Wien von einem gegen die Einbahn rasenden Fahrradkurier auf einer durch Hinweisschilder gekennzeichneten Fußgeher-Überquerung bei dem Zusammenprall und seinem Sturz schwer verletzt. Er erlitt einen komplizierten Trümmerbruch der rechten Schulter. Er muss daher alle Lesungen in nächster Zeit absagen und für einige Wochen auf Facebook pausieren. Kurze Botschaften an ihn kann ich ihm jedoch übermitteln und gegebenenfalls – wenn auch mit Zeitverzögerung – gerne beantworten.

[Annemarie Susanne Nowak](#)

Die **eXperimenta-Redaktion** wünscht Peter Paul Wiplinger gute Besserung.



Stella Zörner, Ich bin auf der Frühlingswiese

Im Stachelbeerbusch

Dagmar Herrmann

im stachelbeerbusch
saure früchte der kindheit
sauer macht lustig

schwereelos schwingen
die schaukel freiheit der luft
bläht der wind den rock

hängegeranie
im topf auf dem fenstersims
himmel und hölle

warnungen zu tisch
ich sag es nicht noch einmal
der schmetterling fliegt

Dagmar Herrmann, freischaffende Malerin und Autorin

Utopisch phantastische Literatur

Erotische Geschichten **Kriminalfälle**

www.sfbasar.de **Buchbesprechungen**

Wettbewerbe **Buchpreisrätsel**

Literatur **Leseproben**

Bekannte Autoren **Neue Ideen**

Unentdeckte Talente **Originelle Texte**

und vieles mehr...

  **SFBASAR.DE**
DER LITERATURBLOG

Dino

Marcel Morast

Es war einmal ein kleiner
Dino und er hatte keine
Freunde, aber eines Tages
ging der kleine Dino auf di
wander schaft den er
suchte einen Freund als er
eine Weile gegangen ist kam
ein Dino vorbei und der
Dino fragte den anern Dino
ob er sein freund sein
möchte und der Dino sagte
ja gern möchte ich dein
Freund sein sagte der Dino
und si gingen nach
hause.



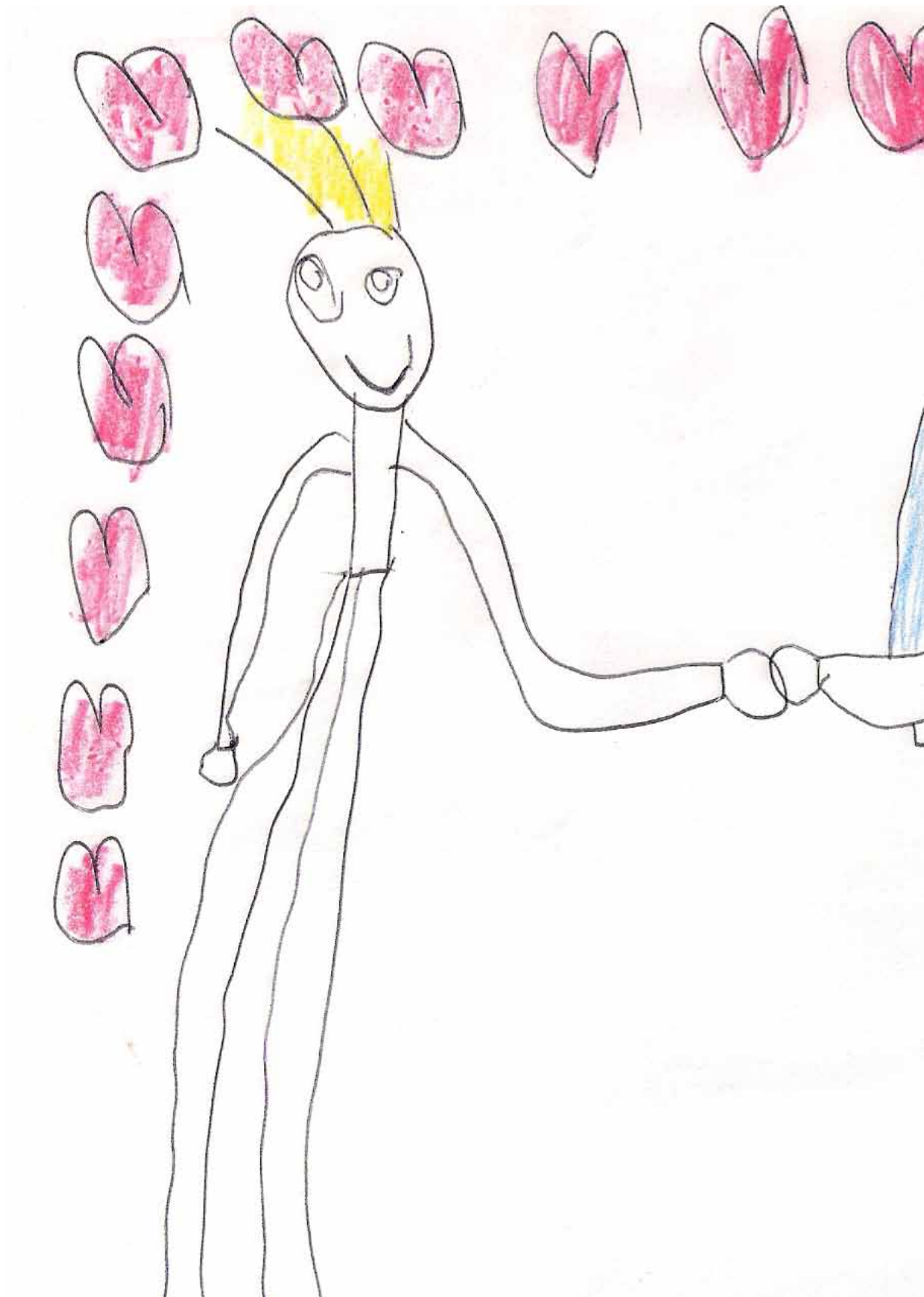
Marcel Morast, geboren 1987 in Bückeburg, wuchs in einem beschaulichen, sehr kleinen Städtchen in Niedersachsen auf. Mit sieben Jahren schrieb er seine Dino-Geschichte und verriet damit der Welt sein Geheimrezept fürs Freundefinden. Mittlerweile lebt Marcel seit vielen Jahren in München, hat sein Filmregie-Studium erfolgreich abgeschlossen und erzählt der Welt noch immer gern Geschichten. Regelmäßig kehrt er in das sehr kleine Städtchen zurück und trifft dort seine hiesigen Freunde – viele von ihnen sind noch immer die gleichen.





Franziska Schmetz im Alter von 5 Jahre – Clown

DreiKäsehoch



Dreikäsehoch



Mirjam Heins

Kindermund

Carlotta Ostmann (notiert von Mama Gabi Kremeskötter)

Die Sache mit dem Ei

„Die Mama legt Eier. Carlotta ist aus dem Ei geschlüpft. Im Ei war es toll“, sagt sie. „Das war gut und schön im Ei. Da war es weiß und draußen war das bunt. Unter der Höhensonne war das Ei. Ich bin in die Sonne reingeschlüpft. Und das Ei auch. Und Mama und Philipp (ihr Bruder, Anmerk. der Red.) auch. Philipp war auch im Ei.“

Wenn ich drei Jahre alt bin, dann kommt der Hasenvater. Der kommt dann, der Osterhase. Der Osterhase bringt einen Nikolaus.

Der Nikolaus kommt nachher, der Vater vom Nikolaus kommt auch.

Weil ich mit dem Nikolaus so gerne spielen möchte. Und der Hasenvater bringt Eier zu mir, für Mama zum Kochen.

Die Eier kauf ich aber jetzt . . .“

. . . und weg ist sie!

(Carlotta, 2 ½ Jahre, 31. Oktober 1994)

Spielzeug

Carlotta spielt in ihrem Zimmer, die Tür hat sie zugemacht. Nach einiger Zeit möchte die Mama reingehen, öffnet dabei die Tür und hört ein großes „Rumms“. Carlotta hatte eine Tasche und Pappkarton voller Bausteine an die Türklinke gehängt, die beim Runterdrücken natürlich herunterfielen.

Carlottas Kommentar daraufhin: „Da hab ich mich geschreckt, du sollst aber ein bisschen vorsichtiger sein mit meinem Spielzeug!“

(Carlotta, knapp 3 Jahre alt, 01. Dezember 1994)

Dialog Mama und Tochter

Tochter: Du Arschloch!

Mama: Was ist das für ein Wort?

Tochter: Wenn man heult, dann ist man ein Arschloch.

Mama: Das ist aber kein schönes Wort.

Tochter: Nein, aber Papa sagt das immer!

(Sommer 1995, Carlotta ist 3 ½ Jahre alt)

Sonntagmorgen, Szene im Schlafzimmer

Carlotta hat mich um halb sieben geweckt und als sie total rumzappelt und unruhig ist, sage ich zu ihr: „Wenn du jetzt nicht endlich Ruhe gibst, schmeiß’ ich dich raus!“

Daraufhin sie ganz empört: „Aber das darf man nicht! Im Kindergarten dürfen wir im Sandkasten auch nicht mit Sand schmeißen!“

(Carlotta, 3 ½ Jahre alt, September 1995)

Licht Aus

Ein Kindergartenfreund von Carlotta ist bei uns zum Übernachten. Wir bringen die Beiden gegen acht Uhr abends zu Bett und sagen: „Das Licht bleibt aus, Ihr könnt Euch aber noch unterhalten.“

Eine Viertelstunde später Kontrolle: Licht ist an, Cassette läuft.

Daraufhin geht der Papa zum Sicherungskasten und „klaut“ ihnen das Licht.

Dieser Dialog ist durch die geschlossene Tür zu hören:

Carlotta: „Ej, was ist das denn! Jonas, mach mal dein Licht an!“

Jonas: „Geht nicht.“

Carlotta: „Hm, die Cassette ist auch aus. Komm, das sagen wir meiner Mama!“

Jonas: „Das geht nicht, dann merken sie doch, dass das Licht an war!“

Carlotta: „Oh, Scheiße!!“

(Die beiden Protagonisten sind 4 ½ Jahre alt, 30. November 1996)

Stella Cecilia Zörner

Stella ist mit der Gruppe spazieren und rodeln. Sie fragt ihre Freundin Lina Marie: „Weißt du noch wo es lang geht? Ich seh den Weg vor lauter Schnee nicht mehr!“ :)

Stella Cecilia Zörner wurde 2006 in Freiberg/Sachsen geboren und lebt seit 2012 nahe Annaberg-Buchholz. Sie bastelt, malt und liest, um mit Alltagserlebnissen besser umgehen zu können. Unterstützt wird sie dabei von ihrer Familie.



Gabi Kremeskötter, Pipi Langstrumpf 1994



Das hier oben ist der Himmel

Carlotta Ostmann

„Das hier oben ist der Himmel, mit meinem Namen (von rechts nach links geschrieben!) drauf.
 Das Rosane da ist ein Weg in den Himmel, wo ja jeder mal hin will und auf den Mond klettern möchte.
 Das Blaue ist der Weg vom Himmel runter, da ist der Himmel zu dem Tänzer nach unten gekommen.
 Und in der Mitte sind die Blumen, das Gelbe ist der Weg zu den Blumen, damit man weiß, wie man da
 hinkommt, wenn man sich verloren hat.
 Und damit man nicht von einem bösen Bären gefunden wird.
 Das Kleine in den Blumen, das sind die Samen, das wusstest du ja noch nicht!“

Carlotta Ostmann, 4 ½ Jahre alt, Erklärung zum Bild, gemalt vor dem Schlafengehen 13.09.1996.

Der Sternschnuppenwunsch

Elias Zörner

„Guck mal, ich habe ein neues Teleskop!“, sagte Tim zu seinen Freunden Lena und Tom. „Lasst uns doch gemeinsam den Nachthimmel anschauen!“, meinte er weiter. Tom und Lena waren einverstanden mit Tims Vorschlag.

Tim sah als Erster durch das Teleskop und entdeckte eine Sternschnuppe. „Schaut mal, es gibt heute wieder ganz viele Sternschnuppen!“, sagte er. „Da kann man sich etwas wünschen!“, meinte Lena.

Tim wünschte sich mit seinen Freunden in ein Raumschiff und wollte durch das All fliegen bis zum Planeten Merkur. Plötzlich waren sie alle drei in einem Raumschiff.

Lena fragte Tom: „Wo sind wir?“ Darauf antwortete der Bordcomputer: „Ihr seid in einem Raumschiff, weil es sich jemand von euch gewünscht hat!“ Tim schaute verlegen in die Runde und sagte kleinlaut: „Ich war es.“

Lena und Tom mussten lachen und schon ging es los mit der Reise.

Als sie alle am Merkur vorbei flogen, sahen sie riesige Krater, Berge und Täler. Alle staunten nicht schlecht. Der Bordcomputer fragte: „Wollt ihr einmal auf die Oberfläche?“ „Ja!“, sagten alle gleichzeitig begeistert.

Als sie dann auf dem Merkur waren, bemerkten sie, dass es sehr heiß wurde und fingen an zu schwitzen. Tim erzählte: „Das ist ganz normal hier oben, denn auf dem Merkur gibt es die größten Temperaturschwankungen der Planeten überhaupt!“ Sie baten den Bordcomputer, alle wieder auf das Raumschiff zu holen. Als sie zurück an Bord kamen, fragte der Computer, ob sie noch etwas wissen oder wieder auf die Erde nach Hause fliegen wollten. Sie waren sich alle einig, dass es genug Abenteuer für diesen Tag gewesen waren und flogen gemeinsam nach Hause. Lange sprachen sie noch von ihrem Abenteuer.

Elias Zörner wurde 2001 in Freiberg/Sachsen geboren und lebt nahe Annaberg-Buchholz. Der 15-jährige Gymnasiast ist in seiner Freizeit gern kreativ, treibt Sport und verbringt Zeit am PC. Nach dem Abitur will er in seiner Heimatstadt studieren. Bereits in der Kindheit schrieb er kleine Kurzgeschichten und malte.



Das Leben meiner Selbst

Franziska Fuchs

Es begann vermutlich am Tage meiner Geburt. Und doch kann man dies nicht von Bestimmtheit sagen, da, obwohl man bereits geboren wurde, das Denken und Handeln nach eigenem Willen erst später zu reifen beginnt. Dies muss wohl so sein, sonst würde man als Säugling nicht die lascheren Kleidungsstücke tragen, die nach gut gemeinter Sorgfalt von der uns vorangegangenen Generation ausgewählt wurden. Ich denke, dass es aber gut so ist, wie alles von statten geht. Denn würde man wirklich schon solch wichtige Entscheidungen treffen wollen und auch können? Denn es stellt sich hierbei natürlich wieder die Frage, soll man Kindern nicht einfach ihre Kindheit lassen? Fern von all den Sorgen, der Traurigkeit und manchmal auch der Verzweiflung. Denn wenn sie dies all selbst mit ihren winzig kleinen Leibern spüren müssten, würden sie, so nehme ich an, daran zugrunde gehen. Und ihre lieblichen Augen würden dies wundervolle Strahlen, das selbst einen Erwachsenen zum Lächeln bringt, der dies glaubte schon längst verloren zu haben, in all der Finsternis verlieren. Und dann? Wer möchte schon in einer Welt leben ohne das Lächeln der Jüngsten unter uns, nur verschlungen von einem einzigen, gierigen Gedanken. Somit stellt sich uns eine weitere Frage: Kann ein einzelner Gedanke, der im Gehirn zu reifen und sich auszubreiten beginnt, so resistent sein, um eine ganze Welt zu verändern? Wenn wir zurückblicken in eine längst vergangene Zeit, in der noch Kaiser und Könige regierten, mag uns diese Frage doch berechtigt erscheinen. Sie veränderten vielleicht nicht eine ganze Welt, doch so vieles, so viel gutes wurde zu schlechtem nur, um all das Leid nicht länger ertragen zu müssen. Nur, um selbst über etwas herrschen zu können und ein Gefühl von Macht zu verspüren, was nicht unbedingt etwas Gutes verheißen mag. Denn Macht bedeutet ebenso Verantwortung. Und nicht jeder ist einer so großen Bürde gewachsen, denn dann trägt man nicht mehr nur seine eigene Schuld, sein eigenes Leid. Sondern auch das aller, die man versprochen hat zu beschützen. Man muss ein ganzes Volk ernähren von nichts als einem Lufthauch, der einst aus Worten bestand. Woher soll man nur all das nehmen, was so dringend benötigt wird – wie soll man nur überleben ohne jegliche Hoffnung?

Franziska Fuchs, geboren am 04.03.2000 in Freyung ist Schülerin der Fachoberschule Waldkirchen und lebt im Bayerischen Wald.

Aufruf der **eXperimenta**-Redaktion

Wir suchen dringen engagierte Mitarbeiter(innen), die Werbung für die **eXperimenta** machen. Aufgabenbereiche sind:

- Anzeigenakquise (20% Provision)
- Soziale Netzwerke pflegen (Facebook, Twitter, Newsmax)
- Betreuung einer Crowdfunding-Aktion

Fühlen Sie sich angesprochen? Dann greifen Sie direkt zum Telefon: 06721/ 921 060 oder schreiben Sie an redaktion@experimenta.de

Hier könnte Ihre Anzeige stehen!

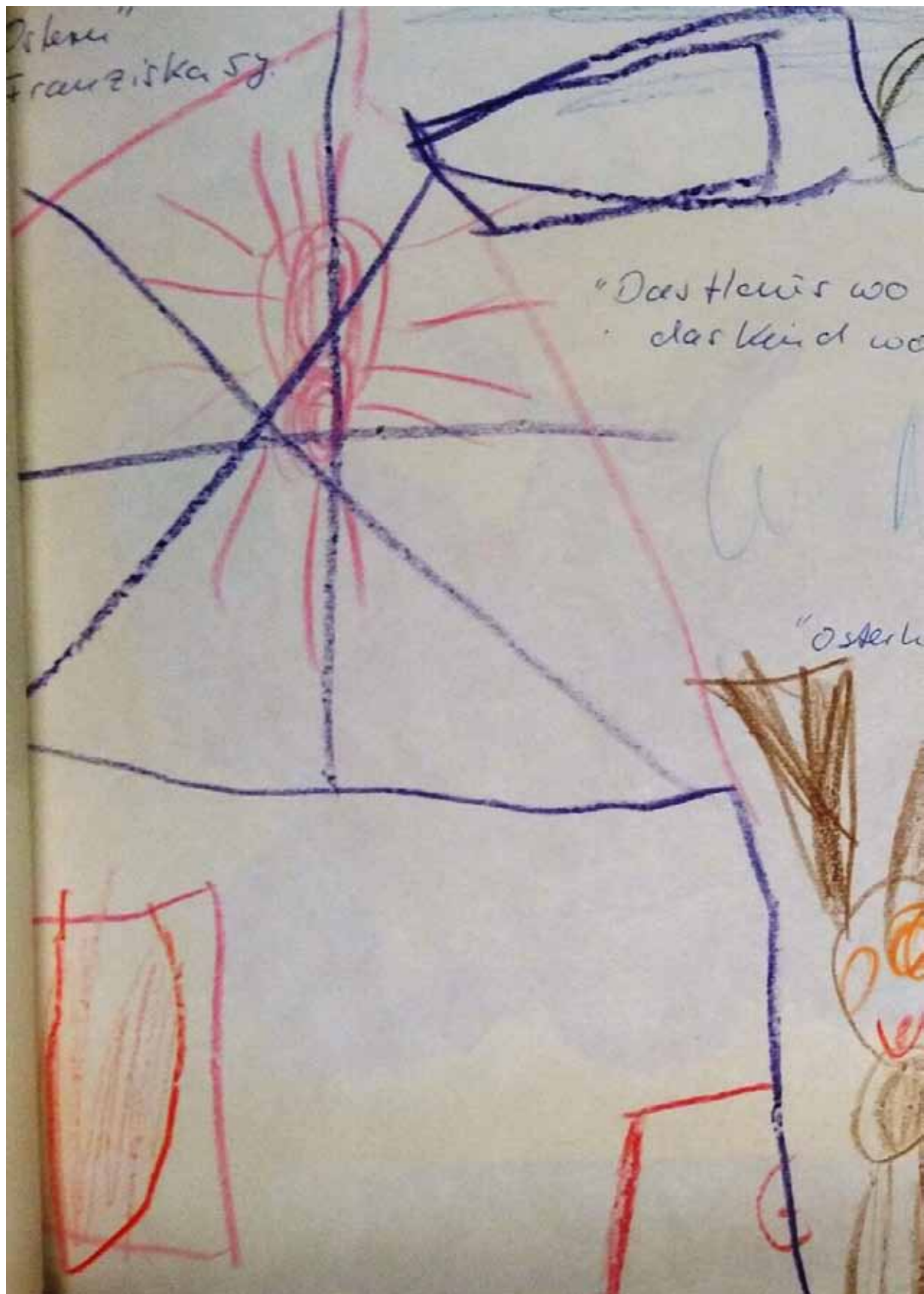
**Für 200,-€ können Sie hier Ihre Anzeige
veröffentlichen.**

**Eine halbe Seite kostet nur 100,-€ und eine
viertel Seite 50,-€.**

Kleinanzeigen 10,-€

**Unterstützen Sie die Arbeit der eXperimenta
Redaktion mit Ihrer Anzeige!**

Dreikäsehoch



Dreikäsehoch



Franziska Schmetz im Alter von 5 Jahren





Franziska Schmetz im Alter von 6 Jahren

Das weiße Pferd

Hagen von Kornbach

Sie stellten sich auf die Zehenspitzen, um besser durch das Fenster sehen zu können. „Hat er schon etwas gesagt?“, fragte Wolfi. „Nichts, seit er hier ist.“ Walter zuckte die Schultern. Sie setzten sich vor das Haus und lauschten der Musik vom Festplatz.

Wie schaffen wir es, von diesem Mann, den wir durch das Fenster sehen können, der er auf dem Stuhl sitzt, auf den man ihn gesetzt hat, seit er vor drei Monaten hier ankam, 50 Pfennig zu erbitten, um auf dem Festplatz mit der Schiffschaukel zu fahren und Lose in der Losbude zu kaufen? Das war die Frage, die die beiden Jungen bewegte.

Wolfi hatte es Walter gezeigt, wie man es macht. Er stand daneben, als Wolfi zu seinem Papa auf den Schoß kletterte, die Ärmchen um seinen Hals geschlungen hatte und ihm ins Ohr flüsterte, dass er ihn ganz toll lieb hätte. Wolfis Papa holte daraufhin ein messingfarbenes Fünzfingpfennigstück aus seiner Hosentasche und legte es Wolfi in die Hand: „Einmal Schiffschaukel ohne Überschlag mit Walter und der Rest für etwas, das euch gefällt.“ Die Freunde rannten zum Festplatz und kauften sich zwei Plätze in der Schiffschaukel. Diese Jahrmarktsattraktion bestand aus zwei nebeneinander auf eine Stange gehängter Schaukeln in Form von Fischerbooten von gehöriger Länge, sodass jeweils 8 Personen darin Platz hatten. Sie waren mit frei nachempfundenen bunt bemalten Seeungeheuern reich verziert. Die Jungen hatten so etwas noch nie gesehen.

Die beiden Schaukeln mussten so in Gang gesetzt und in Betrieb gehalten werden, dass sie niemals gleichzeitig in dieselbe Richtung schwangen, sondern immer entgegengesetzt, um zu verhindern, dass der gemeinsame, sich verdoppelnde Schwung beider Schiffe sie, mitsamt der Stange, an der sie hingen, und der Stellage, auf die die Stange gelegt war, auf und davon fliegen lassen und womöglich ein Unglück verursachen würde. Bei den Schiffen standen zwei Burschen, die Bremser. Es war ihre Aufgabe, zu kontrollieren, dass die Schiffe im Gleichklang eines entgegengesetzten Schwunges blieben, und zu verhindern, dass eine der Schaukeln, oder sogar beide, so hoch schwängen, dass sie überschlugen, was von übermütigen Burschen verursacht, oft genug vorkam. Dann war es schwer, den Gleichklang wiederherzustellen und die Passagiere wohlbehalten aus den Schaukeln zu entlassen. Walter und Wolfi bekamen ihre Plätze nicht in der selben Schaukel, aber sie ergatterten jeder einen der heiß umkämpften Plätze. Das waren die im Bug oder im Heck der Schiffe, es waren die Plätze, die beim Schwingen am höchsten kamen. Das Vergnügen dauerte nur wenige Minuten, aber das Gefühl, geflogen zu sein, die Menschen, das kleine Dorf, wenn auch nur kurz, aus einer anderen, höheren Perspektive gesehen zu haben, war unbeschreiblich.

Jetzt waren noch 10 Pfennig übrig und die Jungen suchten nach einem Vergnügen, das für diesen Betrag für Zwei zu haben war. Und so gingen sie vom Kettenkarussell zum Spiegelkabinett, von dort zur Schreckenskammer, zu den Ständen mit den Süßigkeiten und denen mit Würsten und standen vor der Losbude. Eine junge Frau hielt ihnen einen Korb mit Papierröllchen entgegen und rief in die Menge: „Zwei Lose 10 Pfennig, zwei Lose 10 Pfennig.“ Sie sahen in das Körbchen und überlegten, ob die mit den blauen, den roten oder den grünen Banderolen das große Glück bringen würden. Sie schlossen die Augen und jeder zog ein Los, beide Lose hatten eine blaue Banderole. Walter öffnete sein Los: Niete, Wolfis Los: Freie Auswahl in der grünen Reihe.

Die Blicke der Freunde suchten die grüne Reihe ab, es war die unterste, Teddybären, bemalte Bierkrüge, Keramiktafeln mit Sprüchen wie: „Wenn's Arscherl brummt, ist's Herzerl g'sund“ oder „Morgenstund hat Gold im Mund“, Kaffeetassen mit Vornamen: Erika, Waltraud, Gisela und Erwin, Günther und Herbert. Etwas versteckt, hinter den Tafeln mit den Sprüchen standen sie, die weißen Pferdchen, zwei kleine, weiße Pferde aus Steingut. Eines der Pferde hielt den Kopf gesenkt als wenn es graste, das andere hielt den Kopf hoch und seine Haltung und die angespannten Muskeln machten sie glauben, es würde jeden Augenblick losgaloppieren wollen. „Das weiße Pferd“, sagte Wolfi, Walter nickte. „Welches denn Jungs“, fragte die Frau. Sie wussten es nicht, sie konnten sich nicht entscheiden, sagte der Eine: „Das rechte, nein

doch lieber das linke", sagte der Andere: „Das linke, nein, doch lieber das rechte.“

Schließlich sagten sie ihr: „Wir wollen keines von Beiden, wir sind uns nicht einig geworden.“ Mit einem kurzen Blick nach hinten, wo die Inhaberin der Losbude stand und gerade für Evelyne Töpfer das Teeservice für sechs Personen, den Hauptgewinn aus der roten Reihe, der obersten Reihe, herunter holte, gab sie den Freunden, von ihrer Chefin unbemerkt, beide Pferde und sagte: „Ich bekomme noch 50 Pfennig von euch, bis heute Abend habt ihr sie aufgetrieben, sonst..." Sie machte eine bedrohliche Handbewegung, warf den Kopf mit einem Ruck nach hinten und steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen, die ihr Erwin Töpfer, Evelyne's großer Bruder, bereits angezündet hatte, und lachte dabei. Erwin Töpfer war schon 17 und hatte einen schlechten Ruf. Wie es hieß, soll er Isolde Lüttich geküsst und Edeltraut Heinze an die Bluse gefasst haben.

Sie rannten nach Hause, jeder eines der weißen Pferde in der Hand. Es war Essenszeit, die Musik vom Festplatz dröhnte hinter ihnen her.

„Willst du heute bei uns essen, Wolfi", fragte Walters Mutter, „ich gehe rüber und sage Bescheid“.

Frau Büchner war die engste Freundin von Wolfis Oma. Als sie bei Kriegsende mit anderen Flüchtlingen auf dem Dorfanger stand und sie wie die anderen auf die einzelnen Familien verteilt werden sollte, ging Wolfis Oma auf den Anger und fragte jeden nach seinem Namen und Geburtsort. Frau Büchner stand als letzte, allein, kein Mann, keine Kinder, eine kleine dickliche Frau mit Brille und roten Wangen, weil sie so aufgeregt und von der Flucht so erschöpft war. Als sie gefragt wurde, sagte sie mit einem Akzent, der die Großmutter aufhorchen ließ „Ich heiße Agnieszka Büchner, geborene Mrozinska, aus Schmiegiel, Ogródowa 41, mein Mann ist in Gefangenschaft bei den Russen. Sein Name ist Heinz Büchner. Wir sind kinderlos.“ Dann begann sie zu weinen. „Haben Sie Gepäck?“ „Nein, nichts“. „Ich komme aus Rajewo bei Gostyn", sagte die Großmutter. „Darf ich Sie in mein Haus bitten Frau Büchner?“ Die beiden Frauen gingen in das Haus der Großmutter, so wird es erzählt, und nach einigen Tagen saßen sie vor dem Haus und lachten, tranken Kaffee, strickten, beteten den Rosenkranz oder sangen.

Frau Büchner kam zurück. „Sie sind einverstanden, mein Junge.“ Wolfi und Walter stellten die kleinen weißen Pferde auf das Vertiko von Frau Büchner und gingen, um sich die Hände zu waschen.

Sie ging nach nebenan, um ihren Mann zum Essen zu rufen. Er war vor drei Monaten aus russischer Gefangenschaft entlassen worden, nach acht Jahren, und in einem erbärmlichen Zustand.

Bevor er zur Wehrmacht eingezogen wurde, hatte er eine Maler- und Lackierwerkstatt in Schmiegiel bei Posen, die er von seinem Vater übernommen hatte. Seine Werkstatt wurde in seiner Abwesenheit nach Ende des Krieges seinen beiden polnischen Gehilfen übertragen, seine polnische Frau genötigt, nicht nur das Haus mitsamt Garten in der Ogródowa 41, sondern überhaupt die Volksrepublik Polen zu verlassen und nach Deutschland zu gehen. Ihre Kraft reichte nur bis in das kleine Dorf in der sowjetischen Zone, wo Wolfis Großmutter sie gesehen und zu sich gebeten hatte und wo sie seitdem, nunmehr mit Walter und ihrem Mann, wohnt. Ihre beiden Koffer, die man ihr erlaubte zu packen, bevor man sie aus dem Haus schaffte, hatte man ihr bei Küstrin vor der Überfahrt über die Oder abgenommen.

Zwei Wochen nachdem Wolfi zur Welt gekommen war, es zogen letzte versprengte kleine Trecks mit Flüchtlingen Richtung Westen, klopfte jemand bei Frau Büchner an das Küchenfenster. Als sie es zaghaft öffnete, immerhin war es erst 4 Uhr morgens, stand eine Frau vor ihr, neben ihr ein Junge von höchstens 6 Jahren und ein Mann, der die Wagenstange eines kleinen Leiterwagens hielt, in dem zwei noch kleinere Mädchen saßen und der mit Koffern und Hausrat beladen war. Die Frau hielt Frau Büchner ein kleines Bündel hin und sagte: „Walter“. Durch die Geräusche aufmerksam geworden kam Wolfis Großmutter aus dem Haus und wurde so Zeuge des unglaublichen Ereignisses, als Frau Büchner, alleinstehend, selbst vor kaum drei Jahren hier aufgenommen und mit dem Nötigsten versorgt, ein Kind in den Armen hielt von dessen Existenz sie bis vor wenigen Minuten nichts wusste. „Nehmen Sie ihn, bitte, wir schaffen es nicht mit einem kleinen Kind.“ Frau Büchner nahm die Brille ab, um zu verhindern, dass sie beschlagen würde, denn es schossen ihr die Tränen in die Augen. Wolfis Großmutter trat zu ihr und sah in das Bündel. Sie sah einen lachenden Jungen mit blauen Augen, rabenschwarzem Haar und einem Grübchen auf seiner linken Wange. „Sehen Sie, er hat ein Grübchen“, sagte die Großmutter, „das ist ein gutes Zeichen.“

Handbuch für Autorinnen und Autoren

DIE Investition in Ihre Zukunft!

Informationen und Adressen aus dem deutschen
Literaturbetrieb und der Medienbranche.



- 8. komplett überarbeitete Auflage 2015
- 704 Seiten, 54,90 EUR
- www.handbuch-fuer-autoren.de

• **uschrin** •

rowohlt

Printausgaben und E-Books von:

Emmanuel Bove

Jim Grimsley

Andreas von Klewitz

Fernando Molica

Zé do Rock

EDITION **Diá**

www.editiondiá.de

Frau Büchner schrieb ihren Namen und ihre Anschrift auf den Rand des Gemeindeboten, weil sie in der Aufregung nichts Anderes fand und gab ihn der Frau. „Wir holen ihn nach, ganz bestimmt.“ Sie sagte noch ihren Namen, aber dieser und die Dankes- und Abschiedsworte der Frau gingen unter im Geschepper des metallbeschlagenen Leiterwagens, den der Mann zog und damit schon einige Meter weit weg war. Später behauptete Wolfis Großmutter, gehört zu haben, dass sie aus Askania Nowa bei Cherson in der Ukraine kamen, wo sie als Tierpfleger tätig gewesen waren. Frau Büchner bekam von all dem nichts mit. Sie sah nur das Kind an und war glücklich, es in ihrem Arm zu haben.

War es ein Zufall oder eine Fügung, deren Sinn man erst später oder vielleicht gar nicht erkennt, dass kurz vorher Wolfi zur Welt gekommen war und die Frauen so der Frage nach der Ernährung des Neuankömmlings enthoben waren. Denn Wolfis Mutter hatte so viel Milch, dass sie beide Kinder stillen konnte und sich nunmehr nicht weiter die Mühe machen musste, die überschüssige Milch abzupumpen und zu verwerfen.

Nach ein paar Wochen, als noch immer keine Nachricht kam, Walter abzuholen, fuhren Wolfis Vater, Frau Büchner und Wolfis Großmutter mit den Rädern in den Nachbarort, wo das Standesregister geführt wurde, um Walter anzumelden. Weil Frau Büchner nicht nur im Besitz einer Heiratsurkunde, ihrer eigenen Geburtsurkunde, sondern auch der ihres Mannes war, konnte der Knabe Walter Büchner als Sohn des Heinz Büchner aus Schmiegiel und seiner Ehefrau Agnieszka, geborene Mrozinska, in das Standesregister eingetragen und eine Geburtsurkunde ausgestellt werden. Damit war Walter eine offiziell existierende Person und durfte Lebensmittelkarten beziehen, immerhin eine wichtige Angelegenheit. Niemand wartete mehr darauf, dass jemand Walter abholen würde, niemand schaltete im Radio den Kindersuchdienst des Roten Kreuzes ein und niemand, vor allem nicht Frau Büchner, sah besorgt in den Briefkasten oder wartete gar den Briefträger ab, wie sie es am Anfang getan hatte.

Nachdem er gegessen hatte, ging Herr Büchner wieder in das Nebenzimmer, setzte sich auf den Stuhl, auf dem er immer sitzt, seit er herkam und starrte die Wand an. Die Musik vom Festplatz schien er nicht zu hören.

Frau Büchner machte auch keinen Versuch mehr, ihrem Mann die Werkstatt zu zeigen, die sie angemietet, mit den erforderlichen Geräten und Utensilien, wie sie in einer Maler- und Lackierwerkstatt erforderlich sind, ausgestattet hatte und die bereits seit Monaten von zwei Gehilfen, denen sie vorstand, mit Leben erfüllt wurde.

Herr Büchner saß auf seinem Stuhl. Die Jungen sahen ihn dort sitzen und hörten seine Seufzer. Es ging ihnen durch und durch. Manchmal wandte er den Kopf und sah aus dem Fenster, dann suchte sein Blick irgendetwas im Zimmer, vielleicht etwas, das ihm bekannt vorkommen könnte, etwas aus dem Haus in Schmiegiel. Aber davon konnte er nichts finden, nicht nur weil Frau Büchner nichts davon retten konnte, sondern vielleicht auch, weil seine Erinnerung daran durch die gesehenen, erlebten und von ihm selbst zu verantwortenden Grausamkeiten des Krieges verdeckt sein könnte.

Sie gingen in das Zimmer und Wolfi richtete das Wort an ihn indem er fragte: „Wie hat Ihnen das Mittagessen geschmeckt, Herr Büchner?“ Herr Büchner sagte nichts, sondern nickte nur ein wenig und seufzte. „Haben Sie gehört, auf dem Festplatz ist Musik und viele Menschen sind dort, ein Karussell, eine Gruselkammer, ein Spiegelkabinett, eine Losbude und eine Schiffschaukel?“ „Ja, mein Junge“, sagte Herr Büchner und nickte. „Wir waren am Vormittag schon dort und sind mit der Schiffschaukel gefahren“, ergänzte Walter.

Herr Büchner sah ihn an und sagte. „So?“ „Ja, einmal, Wolfi und ich.“ Wolfi schob Walter etwas näher zu Herrn Büchner. „Bestimmt sind die anderen Kinder schon dort, wo doch heute Pfingsten ist.“ Jetzt sah Walter seine Chance und sagte: „Wir würden gerne noch einmal mit der Schaukel fahren, nur noch einmal. Dann kommt sie erst im nächsten Jahr wieder, zu Pfingsten.“ Herr Büchner sah ihn an und fragte: „Wirklich? Erst im nächsten Jahr?“ Und Walter sagte: „Ja Papa, erst im nächsten Jahr.“ Wolfi schob Walter noch ein wenig näher zu ihm und als der die Hand nach Walter ausstreckte, sagte Wolfi: „Du bist jetzt nämlich der Papa von Walter“.

Weil Herr Büchner dazu nichts sagte, tat Wolfi das, was seine Eltern und die Großmutter taten, wenn sie ihm etwas aufgetragen hatten und er keine Reaktion erkennen ließ, ob er das Gesagte gehört hätte.

Und so fragte Wolfi: „Hast du das gehört, Herr Büchner?“ Er sah ihn durchdringend an.

Herr Büchner nickte wieder wortlos und zog Walter zu sich. Wolfi schob Walter noch ein wenig weiter, sodass es sich wie von selbst ergab, dass er bald bei Herrn Büchner auf dem Schoß saß, die Arme um seinen Hals legte und sich an ihn schmiegte. Herr Büchner drückte Walter fester an sich und weinte, laut und ohne jede Hemmung. Nach einer Weile sagte er: „Ja, ich habe es gehört, mein Junge, ich habe es gehört.“

Frau Büchner brachte ihrem Mann ein Tuch, womit er sich die Tränen trocknete, und strich Wolfi über die Wange: „Du bist ein feiner Junge.“

Dann stand Herr Büchner auf, bat seine Frau um das Rasierzeug und als er mit der Rasur fertig war, nahm er etwas Kleingeld und fragte: „Eine Schiffschaukel sagt ihr? Und ein Spiegelkabinett?“ „Ja Papa, und eine Losbude.“ Walter klatschte in die Hände. Die Kinder tanzten vor Freude vor Herrn Büchner her bis zum Festplatz. Und als er eine Schaukel mietete, nur für Walter, Wolfi und für sich, und lange, unendlich lange die Jungen in die Lüfte schwang und sie vor der Absperrung Frau Büchner mit besorgtem Gesicht stehen sahen und ihr zuwinkten, waren sie die glücklichsten Kinder der Welt und Herr Büchner war eines von ihnen.

Als er am Abend müde und erschöpft ins Bett gebracht wurde und Herr Büchner seine Hand nahm und streichelte, fragte er Walter: „Zeigst du mir morgen die Werkstatt?“ Walter nickte und fragte: „Was hast du angestellt, dass du so lange gefangen warst?“ „Ich weiß es nicht, mein Junge, es war Krieg.“ „Aber der Krieg ist doch schon lange aus.“ „Der Krieg ist nicht zu Ende, wenn er aus ist. Er dauert noch länger.“ „Wie lange dauert er noch, Papa?“ „So lange wie wir leben.“ Aber da war Walter mit seinem weißen Pferd in der Hand schon eingeschlafen.

Hagen Ksawery Maurits von Kornbach wurde 1948 auf einem Gut bei Posen geboren. Ab Anfang der 1980er Jahre war er in der ostdeutschen Friedensbewegung aktiv. 1985 drängte man ihn, die DDR zu verlassen. Ende der 1990er Jahre zog er sich aus dem Geschäftsleben zurück. Er lebt heute wieder in der Nähe von Posen und bei Berlin. Dort ist Kornbach als Autor, Übersetzer und Fotograf tätig. 2016 erschienen sein autobiografisches Buch „Wie die Sterne entstehen“ und der Erzählband „Der schwarze Mann“.

Liebe Abonnentinnen und Abonnenten,

künftig werden Sie die Erinnerung zum Aufruf der **eXperimenta** nicht mehr regelmäßig erhalten, da der Aufwand des Versendens an mehr als 20.000 E-Mail-Adressen den Rahmen unserer technischen und zeitlichen Möglichkeiten sprengt.

In der Regel ist die aktuelle Ausgabe Anfang eines Monats online.

Mit freundlichen Grüßen

Ihre **eXperimenta**-Redaktion



Jutta Kremeskötter, Opas Taubenschlag 1967





Ingo Woesner, Madita

Die Begegnung

Martina Arp

Der große Stein zittert an dem Läppchen des kleinen Jungenohres.

Rosafarben und glatt, in zartes Gold gefasst, fällt er mir, der ein Edelstein sein mag, sofort auf.

Ein ungewohnter Anblick. Aber das Kind büßt dadurch nichts von seiner Jungenhaftigkeit ein.

Ich setze mich auf die Bank.

Der Junge bemerkt mich nicht. Er ist ganz beschäftigt mit seinem Spiel im Sand.

Seine Gesichtsmimik drückt gewaltige innere Aktionen aus. Eine große Stirnfalte lässt ihn nicht los. Seine Wimpern flattern feucht.

Er schürzt die Lippen, ahmt einen Sturm nach, zieht die Stirn kraus. So zart wirkt er da, in seiner spielenden Versunkenheit.

Etwa fünf Jahre mag er alt sein. Wo sind seine Eltern? Dies ist kein Ort zum Spielen für ein Kind. Jedoch, Spiel ist es wohl nicht.

Ich betrachte seine dunkle Kleidung, sehe auf den Ohrring.

„Ist der Stein nicht schwer an deinem Ohr?“

Erstaunt schaut er von seinem Spiel auf, mich wohl jetzt erst bemerkend.

„Nein“, erwidert er mit einer feinen hohen Stimme. Ich muss an ein zartes Glöckchen denken. So eines, das ich meinem Sohn zum Geburtstag geschenkt hatte.

„Es ist Mamas Ohrring. Ich glaub, es ist ein Rosenstein oder so. Hat Mama gesagt. Und Rosen sind ja nicht schwer. Ich merke ihn nur manchmal an meinem Ohr.“

„Und wann merkst du ihn?“

„Wenn ich an Mama denke.“

„Was spielst du da?“, frage ich den Jungen.

„Weltuntergang.“

„So“, sage ich leise. „Wie wäre er denn?“

„Die Welt wird wackeln.“

Der Kleine bläst die Backen auf und lässt langsam wieder die Luft raus, als habe er den Weltuntergang satt.

„Der Sturm ist weg“, murmelt er.

Dann legt er sich auf den Bauch und klatscht mit den Handflächen auf dem Sand herum.

„Wo ist deine Mama?“, frage ich ihn.

„Weiß ich nicht so genau.“

Seine Stimme klingt traurig. Er wischt sich die blauschwarzen Haarsträhnen aus der Stirn.

„Aber ich glaube, sie ist in ihrem Garten in Chile. Wir wohnten dort, als ich noch ganz klein war. Mein Papa sagt, sie ist bei Gott. Dann ist Gott jetzt auch dort in Chile, in dem kleinen Garten. Hier haben wir auch einen Garten.“

Er überlegt und rubbelt mit seinem sandigen Finger an seiner Nase.

„Und bald kommt Gott mit meiner Mama wieder hierher in unseren Garten!“, ruft er plötzlich erfreut.

„Jetzt muss ich meinen Papa suchen.“

Er klopft sich eilig den Sand von den Hosen.

Ich sehe einen jungen Mann an den Wochenendbesuchern vorbeihasten. Sein unruhig wandernder Blick findet den Jungen. Aufatmend eilt er zu ihm, beugt sich zu dem Kind, sagt leise etwas. Der Vater nimmt seinen lachenden Sohn auf den Arm, hält ihn ganz fest. Über sein blasses Gesicht laufen Tränen der Erleichterung. Das glatte schwarze Haar fällt ihm feucht in die hohe glänzende Stirn. Ich bemerke, dass er denselben Ohrring trägt wie sein Junge. Jedoch im anderen Ohr. Und nun fällt mir auch seine dunkle Kleidung auf.

„Du kleiner Ausreißer“, sagt leise der Vater. Er drückt das Kind an sich, wischt sich die Augen. Ich wende

mich etwas ab, um ihn nicht zu stören.

Er wirkt wie ein verwundetes Reh, das sein Junges wiedergefunden hat. Vielleicht nahm er meine Anwesenheit aber auch dankbar wahr.

Den Sohn auf dem Arm, der sein Gesicht auf seines Vaters Schulter gelegt hat, verlässt er langsam den Friedhof.

Der Wind streicht sanft über das Gras. Auf dem geglätteten Sandboden, neben den kleinen Fußspuren des Jungen, liegt, noch eingewickelt in Papier, ein zarter Rosenstrauß.

Martina Arp, geb. 1964 in Berlin, einige Studiensemester Germanistik, Poesiepädagogin, schreibt Lyrik und Prosa



Gabi Kremeskötter, Pustebume 1994

rowohlt

Steiniger Weg

Martin Kirchhoff

Mit geflüstertem Gruß verlasse ich das Bistro und ziehe den Mantelkragen hoch. Stattlich erhebt sich mir gegenüber der verbliebene Rest der Stadtmauer. Ehrfürchtig vor den Geschichten der Geschichte, die niemand kennt, blicke ich hoch und richte mich darin ein und aus, versonnen in meiner Geschichte, die ich mir her erinnere, die ich jetzt auf die Steinwand projiziere. Sie fügt sich ein in die Fugen der Steine, die im Schein der Straßenlampe verschwimmen, sich zu Gesichtern verwandeln, zu Buchstaben, Runen, Hieroglyphen, dann wieder Steine werden, brüchig und fest zugleich, wie das Leben selbst. Wieder Gesichter, nicht mehr fremd, aus den abgelaufenen Zeiten meines schmalen Daseins, eingezwängt von Mauern der Moral und Regeln, über die Buchstaben fließen, tanzen, sich zu Begriffen verbinden, die kurz aufglimmen, dann wieder erlöschen. Hoffnung. Liebe. Glauben. Kurz verziehen sich meine Lippen, setzen zu einem Lächeln an, da erkenne ich mich auf der Wand, zu einem Relief erstarrt, das sich bewegt, die Beine hebt und senkt und auf der Stelle tritt. Bruchstücke irgendeines Jazzsongs holpern aus dem Bistro in die Gasse, streifen mein Gehör. Einen Lidschlag der Augenblicke schweigt die Stadtmauer, als lausche sie diesen oder anderen Klängen oder auf meine Atemzüge und ich sehe mein sich verrenkendes Relief, das versucht zu tanzen. Da torkelt ein Betrunkener die Gasse hinab, unverständlich lallend, hin und her. Schwankend bleibt er stehen, stützt sich mit der Rechten an der Stadtmauer ab, dann lehnt er sich kopfwackelnd mit der Schulter an, beugt seinen Oberkörper und kotzt sich, Spuren hinterlassend, an der Stadtmauer aus. Ein Kommentar zur Weltgeschichte. Lächelnd lehne ich mich zurück, der Trunkenbold schwankt weiter, verschwindet in der Nacht. Damals, kommt mir in den Sinn, hinausgekotzt in die Welt. Mit einem Ruck löse ich mich von der Wand und dem Betrachten, mache mich auf den Weg in die Nacht, die schwer atmet. Die Stadtmauer hinter mir löst sich auf in der Dunkelheit und verschwindet. Langsam, mit kleinen Schritten, betrete ich die Nacht.

Martin Kirchhoff, geboren am 23. November 1954 in Leonberg, lebt heute in Weil der Stadt, wo er auch als Korrekturleser in einem Verlag arbeitet.

Seit Anfang 1984 wendet sich Martin Kirchhoff mit seinen Gedichten, Erzählungen und Kurzgeschichten an die Öffentlichkeit und hatte seither viele Lesungen in Deutschland, Österreich und der Schweiz und Veröffentlichungen in Anthologien, Zeitschriften und Magazinen im deutschsprachigen und internationalen Raum und sucht auch den Austausch mit anderen Schreibenden und Lesenden.

In den Jahren wurden vier Bücher in deutschen Verlagen veröffentlicht. Jetzt zum Beginn dieses Jahres wird das ursprünglich vom Alkyon Verlag herausgegebene Buch „Der Felsenlacher“ (Erzählungen) als E-Book bei Edition Bärenklau Berlin wieder veröffentlicht.

Nach vielen Jahren trat Martin Kirchhoff Ende 2015 wieder der IGdA bei.

Aufruf der **eXperimenta**-Redaktion

Wir suchen dringen engagierte Mitarbeiter(innen), die Werbung für die **eXperimenta** machen.

Aufgabenbereiche sind:

- Anzeigenakquise (20% Provision)
- Soziale Netzwerke pflegen (Facebook, Twitter, Newsmax)
- Betreuung einer Crowdfunding-Aktion

Fühlen Sie sich angesprochen? Dann greifen Sie direkt zum Telefon: 06721/921 060 oder schreiben Sie an redaktion@experimenta.de

Frühling

Carlotta Junk

Rot
Das Herz
Wie es wärmt
Und uns Freude macht
Liebe

Gelb
Die Sonne
Sie lächelt alle
An und wärmt uns
sonnengelb

Frische Luft
Kann man riechen
Sogar fühlen.
Sonnenstrahlen
Auf der Haut
Kitzeln und wärmen
Mich wieder.
Das ist Frühling!

Carlotta Junk, geboren am 27.08.2003, wohnhaft in Manderscheid. Sie besucht die Realschule plus in Daun und liebt die Natur und Tiere. Ihre Hobbys sind Reiten und Tanzen.



DreiKäsehoch



Dreikäsehoch



Mirjam Heins

Das verborgene Echo

Lea Andersson

Stell' dir vor, ich habe eine Botschaft aus einer fernen Galaxie erhalten, einer Galaxie, die ich einst verlassen habe, um diese Reise anzutreten. Du glaubst es mir vielleicht nicht, aber es gibt dort einen kleinen Planeten, der mir einmal als Stützpunkt diente, ich habe ihn öfters umkreist, doch kehre ich in der Erinnerung immer seltener zu ihm zurück – es ist ein alter Planet, auf dem es sehr eng ist. Wenn man seine Oberfläche fegte, fielen alle Bäume um. Das hat mir nie gefallen.

Der Botschaft war ein Rezept angeheftet, ein altes Rezept, nach dem ich nicht rief, da ich es bereits besitze. Es ist in meinem Logbuch auf Seite 6 verzeichnet – ausgerechnet! Gleichzeitig fing mein Schirm ein virtuelles Sprachrohr ein, ein altertümliches Vehikel, wie man es wohl vor Abermillionen von Jahren benutzt hat, im akustischen Labor meiner Raumstation stellte sich heraus, dass es etwas Verborgenes enthält: ein schimmerndes Echo, das auf- und abschwingt, wenn man das Rohr bewegt. Ich werde es auf dem hintersten Regal meiner Sammelobjekte deponieren, am besten neben dem antiquarischen Photoapparat und all dem Plunder vom alten Planeten.

Du fragst dich vielleicht, was diese Botschaft in mir ausgelöst hat. Erinnerung, natürlich. Ich war Lichtjahre entfernt, habe ewig gebraucht, um jene Galaxie zu verlassen, um in andere Sphären einzutauchen – und plötzlich war die Tiefe weit und die Weite tief, ein Forschungslabor nach dem anderen kam zum Vorschein, und die Unendlichkeit schien intakt. Doch Grenzen gibt es überall – auf jedem Planeten, in jeder Galaxie, im ganzen Universum. – Ich habe etwas gesucht und ich habe etwas gefunden; aber es ist nicht identisch. Auf meiner Reise durchs All habe ich nicht nur phantastische Entdeckungen gemacht, Licht- und Schattenseiten kennengelernt, ich stand auch vor Abgründen. So wie jetzt, vor einem Schwarzen Loch. Mein Auftrag besteht darin, seine Maße auszuloten. Das wird noch eine kleine Ewigkeit dauern, Geduld und höchste Konzentration von mir fordern. Wie du weißt, habe ich nicht auf dem Kontinent gelebt, sondern war immer auf Inseln zuhause. Das begann in frühen Jahren. Im Archivtrakt des alten Planeten existiert eine verblichene Photographie: ich war gerade vier Jahre alt und – allein. Ich war es nicht, der einen unsichtbaren Kreis um mich ausgelegt hat (wie sollte ein Kind das tun?), man hat eine Linie um mich gezogen (so kommt es mir heute vor). Bilder, die lange betrachtet werden, beginnen zu sprechen. Ich war immer empfänglich für offene Worte. Du siehst, ich erinnere mich. Während ich vor dem Messgerät sitze, das irgendwann seine Daten ins All schicken wird, wann auch immer, denke ich, dass die Vergangenheit sich auflösen wird, wo auch immer. Im leeren Raum.

Ich brauche kein Sprachrohr.

Kein verborgenes Echo.

Ich schreibe.

Lea Andersson ist das Pseudonym der Autorin Andrea Oppelt, geb. 29.11.1961 in Bamberg, die von 1995 bis 2015 in Norddeutschland, im Raum Lüneburg, lebte und schrieb. In den 1990er Jahren war sie Mitherausgeberin einer Literaturzeitschrift, in der sie auch selbst experimentelle Kurzprosa, Ausschnitte aus ihren Werken und Lyrik veröffentlichte. 2003 und 2011 erschienen zwei Bände (Kurzgeschichten und Roman) im Selbstverlag. Haupttätigkeiten fanden im Verlagswesen statt (Satz, Layout und Lektorat). Seit 2016 lebt sie wieder in Bayern.

Die Daniela-Schmidt-Trilogie Teil Drei

Ich bin ein Einzelwind

Melancholie trägt die schönsten Zweige.
Aus ihrer Dunkelheit geht das Hellste hervor.
Ich fühle schwimmende Gärten bis zu den Sternen und wir.
Über welches Buch sind wir eigentlich noch gespannt?

Müde Uhren gehen nach.

Dichtung ist die Hochburg der Seele.
Ich trenne so gern den Saum der Worte ab,
um sie dann an Kleider zu nähen.
Ein Gedanke schlägt in alle Himmelsrichtungen.

Ich bin, weil ich dadurch auch nur sein kann.
Denn ich bin ein Einzelwind.
Meine Erwartungen werden oft zerfüllt,
sodass ich Vergangenes nur als Zaungast betrachte.

Ankunft von Wärme ist ein Versprechen.
Wenn ich es nicht fühle, ist es mir zu weit weg.
Den Worten ein wenig näher kommen
und den Tag ans Ohr halten.

Gedanken sind duftende Rosen.
Doch manchmal, da steche ich mich an den eigenen
Gedankendornen.

Bin ein Einzelwind.

Die Fensterschauer Overture

Friedlich, ein Herr durch Zeit und Raum.
Ein Fremder, nur einer unter Vielen.
Im Hintergrund, Tschaikowskis Overture.
Hörende Geigen, die ohne Hände spielen.

Leeres weinen, blättert gerne.
Welten groß, nach fernen Geschichten.

Der Falke wohnt längst im Nachbarhaus

Ein Anfang glänzt an allen Enden,
große Dinge wachsen mir hinaus.
Ich bin längst auf Zeilen geritten,
Ein Falke kreist in meinem Haus.

Wir lebten in der Begegnung und
wurden randvoll in den Figuren.
Verwirrung dauert eine ganze Strecke,
während der Falke seine Flügel spinnt.

Ich bin nie größer geworden als meine Vernunft.
Der Regen ist fertig, es zittert die Röte,
bist du auch im Wir zu Haus?
Die Ähnlichkeit bewohnt das Fremde.
Der Irrsinn findet in uns raus.

Daniela Schmidt, geboren 1981 in Ludwigshafen am Rhein. Vier Semester Schauspielstudium ohne Abschluss, 2010 abgeschlossenes Studium der Kunst (Malerei und Fotografie) an der Kunstakademie Mannheim mit Diplom. Seitdem freischaffende Autorin und Journalistin. 2013-2014 Studium an der Freien Journalistenschule Berlin. Zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften, Anthologien und Gedichtbänden.



Inga von Staden, Da!

Inga von Staden, Mannheim, 46 Jahre, Goldschmiedemeisterin und zweifache Mutter

Paris – Klettereien

Pierre Dietz

Paris war wunderbar dreidimensional und im Grunde eine einzige große Treppe. Jede Sehenswürdigkeit musste über eine unüberschaubare Anzahl an Stufen bestiegen werden. Aufzüge waren eher die Ausnahme. Auf besonderen Wunsch meines Schulkameraden erklimmen wir den Eiffelturm über die Treppe im Ostpfeiler des eisernen Monuments. Bevor Gustav Eiffel sich dem Bau von Flugzeugen widmete, war das Genie seiner Zeit Brückenbauingenieur, weshalb uns das Bauwerk an Konstruktionen zur Überwindung topografischer Unebenheiten der Eisenbahn erinnerte. Damals waren die Treppenanlagen noch nicht durch Drahtgitter abgesichert und der Ausstieg auf die Streben des überdimensionierten Kletterturms daher spielend einfach.

„Wahstüddudavon“, fragte der »Freund lebensgefährlicher Abenteuer«, „wenn du hinauskletterst und ich dich dort kurz vor deinem Sprung in die Tiefe fotografiere?“

Schon befand ich mich auf einem der schmiedeeisernen Träger und hangelte mich zur Ecke des aus über achtzehntausend Einzelteilen bestehenden Gebildes hinaus.

„Fotografier endlich!“, brüllte ich gegen die Distanz an.

Kreidebleich und mit zitternden Händen versuchte der »Freund guter Bilder« Herr seiner Kamera zu werden.

„Was machst du so lange?“, verlor ich langsam die Geduld und den Halt. „Willst du mich denn ewig warten lassen?“

„Ich kann nicht!“, hörte ich seine klagenden Worte. „Komme bitte wieder zurück!“



Pierre Dietz, Eiffelturm - überdimensionaler Kletterturm



Ich hätte den »Freund weinerlicher Worte« in diesem Moment erdrosseln mögen, beugte mich seinem verängstigten Willen und hangelte mich enttäuscht zur Treppe zurück. Tage später besichtigte ich mit besagtem »Freund großer Bauwerke« die über der Stadt thronende Basilika »Sacré-Cœur de Montmartre«. Für ein paar gute Aufnahmen über die Dächer der Stadt hinweg stiegen wir trotz des unbeständigen Wetters die dreihundert-stufige Wendeltreppe zur Kuppel hinauf.

Pierre Dietz, Eiffelturm - lebensgefährliche Abenteuer

Der »Freund des gepflegten Wahnsinns« hatte nichts dazugelernt und erneuerte sein Angebot, mich außerhalb der sicheren Mauern zu fotografieren.

Schon befand ich mich auf dem Dach und bewegte mich in Richtung des »Place du Tertre«. Vorsichtig schaute ich auf die ahnungslose Menge in der »Rue du Cardinal Guibert« hinunter. Unter mir befand sich an der Straße entlang ein Zaun. Zwischen dieser Abgrenzung und dem Gebäude lag das Gelände weit unterhalb des Straßenniveaus. Ein Absturz wäre demnach das sichere Ende. Vom Zaun aufgespießt oder ein Genickbruch. Da packte mich eine Windböe und versuchte, mich vom Dach zu fegen.

Elektrisiert ließ ich mich fallen und blieb dank einer Unmenge an Glück knapp vor dem Abgrund auf dem Dachsimms liegen. Auf allen Vieren rettete ich mich vor dem aufkommenden Sturm in das in der Nähe liegende kleine Türmchen im Nordwesten. Dort stieg ich in eines der glaslosen Fenster ein und befand mich in Sicherheit. Endlich lichtete mich der »Freund verwackelter Fotos« ab, jedoch rein unspektakulär.

Pierre Dietz ist Animationsdesigner bei der ARD und schreibt Bücher. Er hatte davor ein bewegtes Leben als Druckereihinhaber, Art Director, Inhaber einer Werbeagentur, Kurzfilmemacher, Journalist und Fotograf. Bisher erschienen: »Briefe aus der Deportation«, »Lettres d'un ouvrier déporté«, »Resistance und Todesmarsch« und »Das Geisterfestungsfest«.

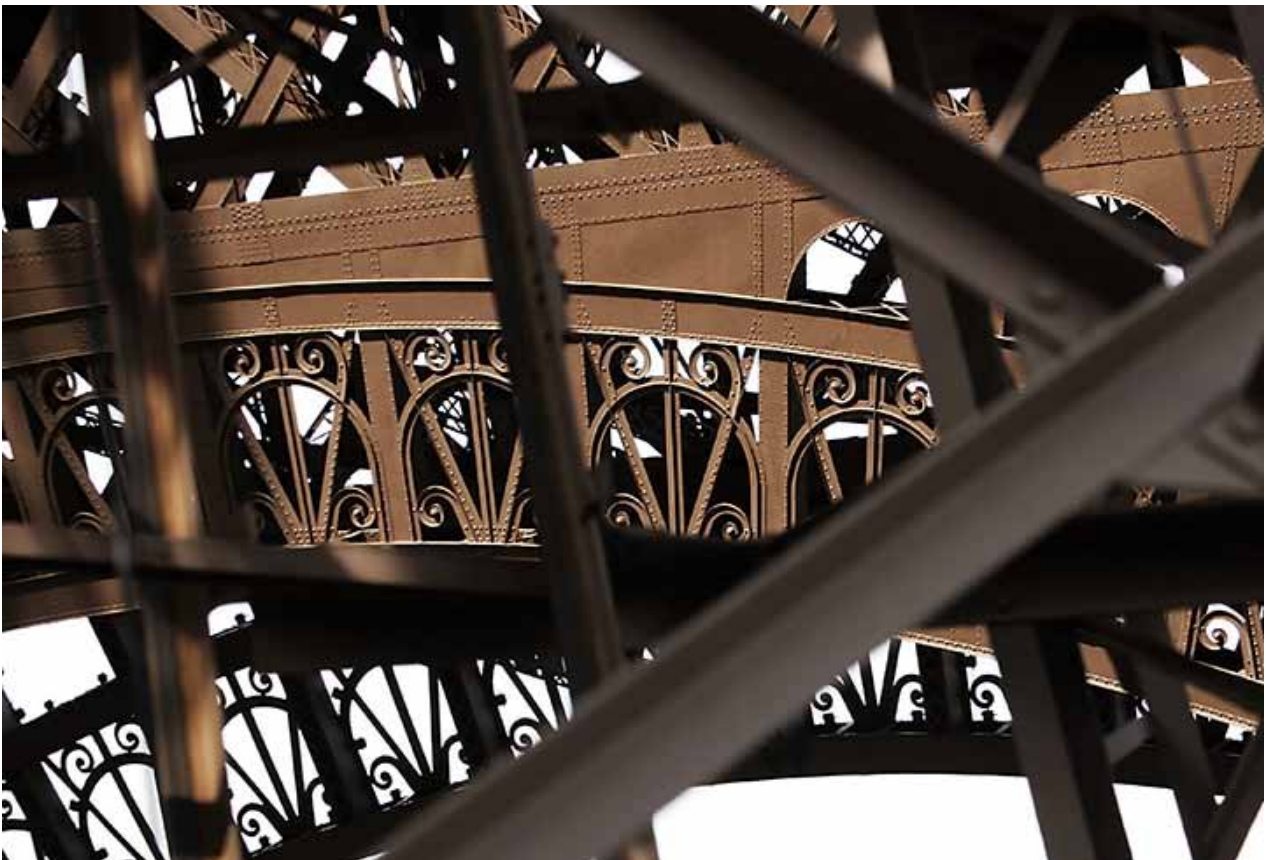
Bibliografie Pierre Dietz

Resistance und Todesmarsch, Edition AV 2015

Lettres d'un ouvrier déporté, Éditions Charles Corlet 2015

Das Geisterfestungsfest, Edition AV 2013

Briefe aus der Deportation, Edition AV 2010



Pierre Dietz, Eiffelturm - aus achtzehntausend Einzelteilen

Nacht

Rolf Sakowski

für Reinhold Sylla

Where do you go when you're lonely?
Where do you go when you're blue?
Where do you go when you're lonely?
I'll follow you when the stars go blue.
(Ryan Adams)

I.

Der Bus nahm die Kurve viel zu schnell. Henriette sah auf die verschneite Straße hinab und befürchtete einen bangen Augenblick, dass das vollbesetzte Fahrzeug sein Gleichgewicht verlieren, sich mehrfach überschlagend den dunklen Abhang hinab wälzen und ihren Körper in einen unförmigen Klumpen aus Fleisch und Blut verwandeln würde, während der Regen unaufhörlich in ihre aufgebrochene Brust prasselte, sich mit dem wie kochend aus ihr hervorquellenden Blut vermischte und niemand, niemand würde kommen, sie zu retten, das Schreien und Wimmern der Schwerverletzten würde das Letzte sein, das die Welt ihr zu sagen hätte, bevor die Dunkelheit sich über ihr schloss. Henriette wurde jäh aus ihren Gedanken gerissen, als die Türen sich an einer Haltestelle öffneten und beißende Kälte in die Kabine hineinströmte. Die Arbeit im Institut hatte sie erschöpft. Sie war so müde, dass sie gegen den Drang ankämpfen musste, die Augen zu schließen und auf der Stelle einzuschlafen. Den ganzen Tag hatte sie auf den Beinen gestanden, ihr gesamter Bewegungsapparat von der Hüfte abwärts bis zu den Füßen war eine einzige Zone des Schmerzes. Der Schneefall hatte ein wenig nachgelassen, war aber immer noch so dicht, dass sie völlig durchnässt sein würde, wenn sie zu Hause ankäme. Obwohl Henriette die täglichen Busfahrten zur Arbeit hasste, wäre es ihr niemals in den Sinn gekommen, den Führerschein zu erwerben und selbst ein Fahrzeug zu steuern. Die Vorstellung, Auto zu fahren, war ihr fast ebenso schrecklich wie der Gedanke an Intimkontakt mit Männern; schon ihr Geruch löste in Henriette ein Gefühl des Ekels aus, zufällige Berührungen ahndete ihr Körper mit unangenehmen allergischen Reaktionen wie Juckreiz oder pustelartigen Hautausschlägen. Wenigstens in diesem Punkt hatte ihre Mutter

Recht gehabt, die Henriette stets vor den ansteckenden Ausdünstungen des männlichen Geschlechts gewarnt hatte. Henriettes Gedanken hatten in letzter Zeit ein geradezu rebellisches Eigenleben geführt, sich standhaft der von ihr gewünschten Richtung verweigert, als gehöre ein Teil von ihr zu einem anderen Wesen, das sich ihrer Kontrolle entzog.

Henriette stand am Fenster ihrer Wohnung und sah auf die menschenleere Straße hinab. Seit dem Tod ihrer Mutter lebte sie allein. Als sie nach Abschluss ihres Studiums einmal den Wunsch geäußert hatte, eine eigene Wohnung zu beziehen, ein Verlangen, das sie für ebenso plausibel wie unabdingbar hielt, schließlich hatte sie ihrer Mutter lang genug auf der Tasche gelegen, war diese eines Abends völlig zusammengebrochen und hatte sogar mit Selbstmord gedroht, sollte Henriette von ihrem Begehrt nicht ablassen. Also war sie geblieben. Ihren Vater hatte Henriette nie kennen gelernt, sie wusste nichts über ihn. Ihre Mutter hatte sich stets geweigert, über ihn zu sprechen und Henriettes diesbezügliche Fragen unbeantwortet gelassen. Ein *Baazi* sei er gewesen, hatte Henriettes Großmutter ihr einmal anvertraut, was so viel bedeutete wie verantwortungsloser Hallodri oder selbstverliebter Weiberheld, je nachdem, wie man aus der Geschichte mit ihm heraus gekommen war, ob mit oder ohne Kind. Henriette hatte sich ihr eigenes Bild von ihrem Vater gemacht. Einen schön ausrasierten Schnauzbart sollte er haben, ungefähr wie Eroll Flynn in den alten Filmen, die sich ihre Mutter so gern ansah. Da ihre Mutter blaue, Henriette jedoch haselnussbraune Augen hatte, konnten seine Augen natürlich nur braun sein. Groß und schlaksig, die verwaschenen Jeans lässig auf den schmalen Hüften sitzend, stand er zuweilen leibhaftig in ihrem Zimmer.

Er sagte die verrücktesten Sachen, zum Beispiel: *Ich, der Herr der Kastanien, der König der Kiefern, bin scheu wie ein Pelztier.* Manchmal erschien er nach Unterrichtsende vor ihrer Schule. Den drahtigen Körper mit bunt besticktem Trachtenanzug bekleidet, sang er ihr auf dem Heimweg lustige Lieder vor. Henriette wusste, es war nicht seine Schuld, dass er nicht bei ihr sein konnte, es hatte irgendetwas mit ihrer Mutter zu tun. Später brachte ihre Mutter sie zu einem Arzt, der verschrieb ihr Tabletten, die sie jeden Tag einnehmen musste. Danach war ihr Vater nicht mehr gekommen. Die Tabletten hatten in den kommenden Jahren mehrfach ihre Form und Farbe gewechselt, einmal hatte sie sogar ein Semester aussetzen müssen, weil ein längerer Klinikaufenthalt anstand. Henriette fröstelte, es wurde Zeit, dass sie aus den nassen Klamotten heraus kam. Sie schaute auf ihre Uhr und stellte erschrocken fest, dass sie fast zwei Stunden am Fenster gestanden, sich in ihren Erinnerungen verloren hatte. Sie betrachtete ihr Gesicht in der Fensterscheibe, starrte so lange in ihre Augen, bis sie zu brennen anfangen und dicke Tränen aus ihnen hervortraten. „Ich bin nicht ich“, flüsterte sie ihrem Spiegelbild zu.

Der flauschige Jogginganzug brachte sie zum Schwitzen. Das war seit Tagen so, entweder sie fror, oder sie schwitzte, dazwischen gab es nichts. Henriette saß im Schneidersitz auf dem Sofa, sog den belebenden Duft des frisch gebrühten Darjeelings ein, voller Panik dachte sie daran, dass sie noch einmal die Wohnung verlassen musste, um einzukaufen. Ihre Einkäufe erledigte Henriette seit geraumer Zeit in den späten Abendstunden, dann waren die Läden fast menschenleer, niemand konnte sie schubsen oder anstarren oder sonst belästigen. Sie trank den Tee in kleinen Schlucken, wenigstens jetzt, in diesem Augenblick, wollte sie nur an den Tee denken, daran, wie köstlich er schmeckte und wie wohltuend es war, ihn langsam durch die Kehle hinab in die Speiseröhre rinnen zu lassen, bis er im Magen landete und nach einer Weile der unvermeidliche Rülps kam. Eigentlich hatte sie sich noch etwas zu essen machen wollen, jetzt war es zu spät, sie hatte keinen Hunger mehr. Nachdem Henriette die Tasse bis auf einen kleinen, mit Teekrümeln vermischten Rest ausgetrunken hatte, saß sie noch eine Weile unentschlossen

herum, dachte darüber nach, den Einkauf sausen zu lassen. Ihr Kühlschrank war nahezu leer, wenn sie über die Feiertage nicht hungern wollte, musste sie sich aufraffen, ihre Angst einfach wegdenken, wie sie es immer tat. Im September war ihre Mutter gestorben. Henriette hatte das Datum auf dem Kalender rot eingekreist, danach hatte sie ihn nicht mehr angerührt. Die Bewegung der Zeit war ihr zu etwas Äußerlichem geworden, eine mechanische Abfolge von Pflichten zur Lebenserhaltung. Ihre innere Uhr war stehen geblieben.

Als Henriette an jenem Abend von der Arbeit nach Hause gekommen war, hatte ihre Mutter vor dem laufenden Fernsehapparat gesessen, sie war in die Küche gegangen, um ihre Einkäufe auszupacken und hatte sich gewundert, dass noch kein Abendessen angerichtet war. Das war in all den Jahren noch nie vorgekommen. Mit einem aufkeimenden Gefühl der Beunruhigung war sie ins Wohnzimmer geeilt, ihre Mutter saß wie gewohnt im Fernsehsessel, auf den ersten Blick deutete nichts darauf hin, dass etwas nicht in Ordnung war, der Nachrichtensprecher verlas gerade die aktuellen Meldungen des Tages. Henriette ergriff ihre Hand, die keine Reaktion zeigte, vielmehr schlaff und unbeteiligt die Berührung über sich ergehen ließ, ihre Augen waren bewegungslos auf den Bildschirm gerichtet. Henriette hatte das Fernsehgerät ausgeschaltet und war zurück in die Küche gegangen, um Tee aufzubrühen, und ihr erster Gedanke war gewesen, dass sie von nun an die verhassten Medikamente nicht mehr schlucken musste, deren Einnahme ihre Mutter mit eherner Unnachgiebigkeit überwacht hatte. Dass ihre Mutter in aufrechter Haltung dem Tod ins Auge hatte sehen müssen, nährte in Henriette den Verdacht, dass sie selbst in ihren letzten Momenten nicht demütiger geworden war, noch am Morgen hatten sie sich heftig gestritten, worüber, daran konnte sie sich nicht mehr erinnern. Henriette schnappte die Keksdose und den Tee und kehrte zu ihrer Mutter ins Wohnzimmer zurück. Sie setzte sich auf die Couch, legte ihre Füße auf den mit einer altmodischen Brokatdecke verzierten Tisch, was sie zu Lebzeiten ihrer Mutter niemals gewagt hätte, und begann genüsslich, einen Keks nach dem anderen in sich hineinzustopfen, wobei sie ohne Unterlass das regungslose Gesicht ihrer

Mutter betrachtete. Sie war jetzt fünfunddreißig, eine Frau in den besten Jahren, wie man sagt, und doch hatte sie seit langem das Gefühl, ihr Leben läge bereits hinter ihr.

Von klein auf war Henriette in dem Glauben erzogen worden, dass alle Menschen, auch Kinder wie sie selbst, zutiefst böse und sündig seien, dass aber der Herrgott in seiner Güte den Menschen das Sakrament der Beichte geschenkt habe, um ihre Herzen von allem Unrat zu reinigen, damit sie am Ende ihres Lebens in den Himmel und nicht in die Hölle kämen, wo sie bis in alle Ewigkeit brennen würden, ohne Aussicht auf Erlösung. So sehr Henriette sich bemühte, ihre Seele zu erforschen, fand sie dennoch keine Sünde in ihrem Herzen, und mit der Weisheit und Klarsicht, die nur Kindern eigen ist, erkannte sie, dass der Priester, zu dem sie wöchentlich in die Beichte geschickt wurde, nur ein müder und alter Mann war, der seinen Glauben längst verloren hatte. Wenn aber der Priester nicht an Gott glaubte, wie sollte sie dann ihrer Mutter glauben? Und mit der Zeit lernte Henriette, dass nicht alle Menschen böse waren. Ihre Mutter besaß zu Züchtigungszwecken einen Rohrstock aus schwarzem Bambus, den sie stets in einer mit Wasser gefüllten Vase aufbewahrte, wodurch er seinen Dienst besonders effektiv und schmerzhaft verrichtete. Auch wenn sie sich den religiösen Unterweisungen ihrer Mutter nicht entziehen durfte, sie war schließlich ihre Tochter und musste gehorchen, regte sich ab und an ihr kindlicher Widerspruchsgeist, was sie teuer zu stehen kam; dann sauste der Rohrstock auf ihr entblößtes Hinterteil, bis die Haut aufplatzte und nur Henriettes Großmutter mit ihrer Hausapotheke ein wenig Linderung verschaffen konnte. Als bei Henriette im Alter von elf Jahren die Monatsblutungen einsetzten, ein Ereignis, das sie gleichermaßen mit Schrecken und Ekel vor sich selbst erfüllte, endete ihre Kindheit. Von Stund an war es ihr untersagt, sich allein im Freien aufzuhalten oder sich mit anderen Kindern zum Lernen und Spielen zu verabreden, einzig der kurze Weg zum Gymnasium verblieb ihr zu eigenständiger Welterkundung. In den Schulpausen hatte sie sich stets in die Nähe aufsichtsführender Lehrer zu begeben, deren Anwesenheit sie vor den zudringlichen Attacken pubertierender Buben schützen sollte. Die

mütterliche Wohnung wurde ihr zum Gefängnis, aus dem es kein Entkommen gab, in dem ihre Wünsche und Sehnsüchte mit dem Stock aus ihr heraus geprügelt und durch eine Litanei täglich zu absolvierender Gebete ersetzt wurden.

Henriette spähte durch die Frontscheibe in den hell erleuchteten Supermarkt, vor dem Eingang stand ein grinsender Pappweihnachtsmann, der ein Schild mit den Sonderangeboten der Woche in die Höhe hielt. Unsicher bugsierte sie den schweren Einkaufswagen in Richtung Eingangstür, wobei sie wie immer befürchtete, dass diese sich nicht rechtzeitig öffnen und sie mit dem Wagen gegen die Glasscheibe knallen würde, was indes noch nie geschehen war. Henriette zählte acht Späteeinkäufer, fünf Frauen, drei Männer. Das mochte auf den ersten Blick beruhigend erscheinen, war aber, wie sie aus leidvoller Erfahrung wusste, keine Garantie, dass nicht doch etwas schief laufen würde. Henriette konnte auf eine lange Reihe unerquicklicher, zuweilen beängstigender Zusammenstöße mit ihren Mitmenschen zurückblicken, einmal war sie in der Eingangshalle des Bahnhofs von zwei Jugendlichen brutal zu Boden gerissen und ihrer Handtasche beraubt worden, und keiner der vielen Passanten hatte ihr beigestanden, die Typen hätten sie in aller Öffentlichkeit umbringen können, es wäre niemandem aufgefallen. Henriette hatte keinen Plan, was sie an Heiligabend und den Weihnachtsfeiertagen essen sollte, irgendwelche opulenten Braten, wie ihre Mutter sie immer zubereitet hatte, kamen überhaupt nicht in Frage. Sie entschied sich schließlich für Fertigpizza an Heiligabend, Lasagne und tiefgefrorenen Fisch plus Pommes an den Feiertagen, das Ganze wurde abgerundet mit Cola und Rotwein, drei Flaschen, eine für jeden Abend.

Rasch packte sie alles aufs Band und zahlte. Der Schnee fiel nun in winzigen Flocken aus einem tiefschwarzen Himmel, nur mit Mühe gelang es ihr, den schweren Trolli durch die immer höher werdende Schneedecke zu ziehen.

Nicht eine Träne hatte sie vergossen, es war ihr unmöglich gewesen, ein Gefühl des Verlustes oder der Trauer zu empfinden, vielmehr hatte sie mit geradezu wissenschaftlichem Interesse der Metamorphose jenes leblosen Körpers



Franziska Schmetz, Friederike

beigewohnt, der einst ihre Mutter gewesen war und nun diese statische Stille verströmte, die jedes Geräusch zu ersticken schien. Wie sehr hatte sie sich in all den Jahren gewünscht, die Stimme ihrer Mutter möge für immer verstummen, einfach aus ihrem Leben verschwinden, ein Kinderwunsch, der Tod war darin nicht vorgekommen, niemals hätte sie der eigenen Mutter den Tod gewünscht. Nach den Keksen hatte sie in einem unwiderstehlichen Anfall von Heißhunger eine Literpackung Eis verschlungen, und war noch immer nicht satt gewesen, der Hunger schien aus den unergründlichen Tiefen ihrer Eingeweide zu kommen, jede Zelle ihres Körpers gierte nach Energie. Ihre erste Begegnung mit dem Tod war das qualvolle und langsame Sterben der Großmutter gewesen, die ganze Wohnung hatte über Monate hinweg nach Erbrochenem und Kot gerochen, selbst Küche und Bad waren davor nicht verschont geblieben, Henriette war damals dreizehn gewesen. Sterben, hatte sie gelernt, war ein beschämender und würdeloser Vorgang, der darauf folgende Tod eine Erlösung für die Hinterbliebenen, die endlich wieder in ihr angestammtes Leben zurückkehren konnten, den Geruch war sie niemals wieder losgeworden. Sie beobachtete fasziniert, wie die anfangs noch weichen Gesichtszüge ihrer Mutter sich allmählich verhärteten; während ihr Kopf immer weiter zu schrumpfen schien und die Nase spitz und übergroß aus dem bleichen Gesicht hervortrat, dessen Haut sich wie feinstes Pergamentpapier seidig glänzend über den Wangenknochen spannte. Irgendwann im Lauf der Nacht war ihr Unterkiefer herunter geklappt, es musste passiert sein, als Henriette in die Küche gegangen war, um sich ein paar Wurstbrote zu machen, genau konnte sie sich nicht mehr daran erinnern, jedenfalls war dann auch noch ihre Zunge aus dem Mund herausgerutscht, was ihr das Aussehen einer geisteskranken Idiotin verlieh. Henriette musste über den grotesken Anblick ihrer toten Mutter lachen, es war ein verzweifelter Lachen gewesen, in dem sich ihr ganzer Lebensschmerz entlud, das Wort war ihr damals in den Sinn gekommen, es war zu ihrem zweiten Namen geworden, Henriette Lebensschmerz, da wusste jeder gleich, woran er mit ihr war.

Im Treppenhaus begegnete Henriette ihrem Nachbarn, der mit seinem Hund, einer alterslahmen Promenadenmischung, ein letztes Mal um die Häuser zog. Obwohl er mit einer jungen und gut aussehenden Frau verheiratet war und zwei wohlherzogene Kinder hatte, die Henriette stets höflich und respektvoll grüßten, unternahm er bei jeder sich bietenden Gelegenheit den Versuch, mit ihr anzubandeln. Ein ums andere Mal hatte Henriette ihn aufgefordert, Abstand zu wahren, er belästigte sie jedoch weiterhin, wann immer sie ihm begegnete, es schien ihm Spaß zu machen, sie zu quälen, sich an ihrer Hilflosigkeit zu weiden. Noch bevor Henriette reagieren konnte, hatte er sich des Einkaufstrollis bemächtigt und war ihr mit den Worten „der ist doch viel zu schwer für Sie“, zu ihrer Wohnungstür vorausgeeilt. Seine Hände hatten sie berührt, bestimmt hatte er schon lange darauf gewartet, sie mit seinen geilen Wurstfingern zu begrabschen. Außer sich vor Wut preschte sie die Treppe hinauf, „verdammtes Schwein“, brüllte sie, „fass mich nie wieder an, sonst hack ich Dir jeden Finger einzeln ab“, sie stand kurz davor, ihn anzugreifen. „Aber ich wollte doch nur helfen“, entgegnete er kleinlaut. „Verpiss Dich“, knurrte Henriette, „hau endlich ab“, schwer atmend stand sie vor der Wohnungstür und suchte verzweifelt nach ihrem Schlüssel, der Köter wedelte ungeduldig mit seinem Schwanz. „Komm, Daisy“, sagte ihr Nachbar zu seinem spätabendlichen Begleiter, „unsere Hilfe ist hier nicht erwünscht.“ Ohne Henriette eines weiteren Blickes zu würdigen, stieg er mit seinem Hund die Treppe hinab.

Das Wasser floss heiß und beruhigend über ihre Hände, sie betrachtete ihr Gesicht im Spiegel und war sich fremder denn je. Niemals zuvor hatte sie derart die Kontrolle über sich verloren. Sie neigte von jeher dazu, gewisse, sie betreffende Ereignisse in ihrer Bedeutung zu dramatisieren, nun aber befürchtete sie ernsthaft, ihren Verstand zu verlieren. Sie entledigte sich ihrer Kleidung und stellte sich unter die Dusche, nichts auf dieser Welt konnte sie trösten, der Gedanke war schrecklich, ihre Einsamkeit schmerzte wie eine schwärende Fleischwunde. In dieser Nacht träumte Henriette ihren eigenen Tod. Nach der Dusche hatte sie ihren allabendlichen Schlummertrunk, heiße Milch mit Salbei und Honig, zubereitet und war danach

gleich zu Bett gegangen, in ihrem Traum saß sie auf der alten Wohnzimmercouch und betrachtete eine gerahmte Fotografie, die sie als kleines Mädchen verschämt lächelnd an der Hand ihrer Großmutter zeigte, schon damals war ihr Leben ein permanenter Ausnahmezustand gewesen. Sie erinnerte sich ihrer kindlichen Verzweiflung, die sie jedes Mal erfasste, wenn sie nach der Schule die Wohnung betrat, den hilflosen und mitleidsvollen Blicken der Großmutter, die ihr sagten, „ich würde Dir ja gerne helfen, aber ich kann nicht.“ Der Welt da draußen war es egal, was mit ihr passierte, dem lieben Gott und seinen Engeln auch.

Es war das knackende Geräusch ihres brechenden Zungenbeins, das Henriette aus dem Schlaf hochfahren ließ, panisch nach Luft japsend schrie sie immer wieder: „Du bist tot, Du bist tot, Du bist tot!“ Sie starrte auf die offenstehende Schlafzimmertür, die sie vor dem Zubettgehen verschlossen hatte, das machte sie seit Jahren so, sie wich nie davon ab. „Bleib ruhig, bleib ganz ruhig“, sprach sie sich Mut zu, es war nur ein böser Traum, ihr Radiowecker stand auf zwei Uhr dreißig. Sie wartete, bis ihr Puls sich beruhigt hatte, dann schaltete sie die Nachttischlampe ein. Noch immer spürte sie die kräftigen Hände ihrer Mutter am Hals, sie betastete ihren Kehlkopf, der leicht zu schmerzen schien, aber das war sicher nur Einbildung. Der Flur lag still und schwarz wie ein lauerndes Ungeheuer vor ihren Augen, es konnte gar nicht anders sein, dieses eine Mal musste sie vergessen haben, ihre Schlafzimmertür zu verschließen, jede andere Erklärung würde ihren Verstand auf eine Probe stellen, die sie nur verlieren konnte. Henriette schlüpfte in ihren Morgenmantel und kramte in der Schreibtischschublade nach Zigaretten, irgendwo mussten noch welche sein, sie hatte stets eine Schachtel in Reserve für den Fall, dass das Verlangen sie übermannte. Unter einem Berg von ungeöffneten Medikamentenboxen wurde sie schließlich fündig. Sie würde nachsehen müssen, soviel stand fest, am besten, sie machte sich umgehend mit dem Gedanken vertraut, das würde es eventuell erleichtern, das hoffte sie jedenfalls. Wie immer in Zeiten innerer Not dachte sie voller Wehmut an ihren Vater, der sich weiß Gott wo aufhielt, vielleicht gar nicht mehr am Leben war. Mit zitternden Händen steckte sie

sich noch eine Zigarette an, letzte Galgenfrist vor der schaurigen Prüfung. Sie inhalierte den Rauch in tiefen Zügen und nahm sich vor, noch heute das Grab der Großmutter aufzusuchen, das hatte sie schon viel zu lange nicht mehr getan, Tränen lief ihr übers Gesicht, sie fühlte sich so unsagbar allein. Früher hatte sie sich selbst die Schuld daran gegeben, dass es ihr nie gelungen war, die Liebe der Mutter zu erringen, erst sehr viel später begriff sie, dass sich die Liebe ihrer Mutter in der unglücklichen Ehe mit dem Vater erschöpft hatte, für sie, Henriette, war nichts mehr übrig geblieben. Sie streifte rasch Hose und T-Shirt über und trat hinaus auf den Flur, setzte ohne zu zögern einen Schritt nach dem anderen, und erreichte den Lichtschalter gerade in dem Augenblick, als Panik ihre Krallen nach ihr ausstrecken wollte. Das helle Deckenlicht lieferte den beruhigenden Beweis, dass sich außer ihr niemand sonst in der Wohnung aufhielt, dennoch würde sie nach den Feiertagen einen Fachmann mit dem Einbau von Sicherheitsschlössern beauftragen. Henriette betrat die große Wohnküche, deren altertümliches Mobiliar schroff und abweisend wirkte, nichts hatte sich hier seit ihrer Kindheit verändert. Da in dieser Nacht an Schlaf nicht mehr zu denken war, bereitete sie sich einen Becher Café zu, den sie hastig hinunter kippte, sie mochte diesen bitteren Geschmack, es war der Geschmack von Angst und Hoffnungslosigkeit, treue Weggefährten, seit sie denken konnte. In einer Nische, vom Rest der Küche durch einen Vorhang abgetrennt, befand sich die ehemalige Speisekammer, nun Stellplatz einer überdimensionierten Gefriertruhe, wie sie in Supermärkten zum Lagern von Tiefkühlprodukten verwendet wird. Henriette schob den Vorhang zur Seite und entfernte das Bettlaken, das sie über die durchsichtige Schiebeklappe aus Plexiglas drapiert hatte. Ein kurzer Blick überzeugte sie davon, dass alles in Ordnung war, ihre Mutter kniete noch immer in jener devoten Pose, die ihr im Leben so fremd gewesen war, sie würde nirgendwo hingehen, außer vielleicht in die Hölle. Es hatte Henriette erhebliche Mühe gekostet, sie mit dem Badlifter, der für die damals schon gehbehinderte Großmutter angeschafft worden war, in die Truhe zu setzen, sie musste jetzt komplett durchgefroren sein, Henriette hatte das Gerät auf minus acht Grad eingestellt. Sie legte das Laken wieder über die Truhe und schloss den Vorhang. Nun, da sie

ihrem Traumbild seinen schlimmsten Schrecken genommen hatte, ließ das Gefühl der Bedrohung allmählich nach, auch wenn die Erinnerung daran sie immer noch mit Entsetzen erfüllte.

Gegen Mittag schob Henriette die Pizza in den Backofen, sie hatte doch noch ein wenig Schlaf gefunden und war um zehn aufgestanden. Sie hatte am Grab ihrer Großmutter frische Blumen niedergelegt und, wenn auch zögernd, ein Gebet gesprochen. Jetzt saß sie am Küchentisch und dachte darüber nach, was die Stimmen zu bedeuten hatten, die ihr seit geraumer Zeit nicht mehr aus dem Kopf gehen wollten, es waren nicht eigentlich Stimmen, vielmehr lautes Denken, das über sie kam, und sie konnte nichts dagegen tun. Die Arbeit war ihr in den zurückliegenden Wochen zunehmend schwerer geworden, die Kollegen tuschelten hinter ihrem Rücken bereits über sie, und sie wurde den Verdacht nicht los, von ihren Vorgesetzten überwacht zu werden; sie alle warteten nur auf einen Fehler von ihr, um über sie herzufallen. Bislang hatte sie der Situation standgehalten, auch wenn sie an manchen Tagen gegen den Wunsch ankämpfen musste, sich kurzerhand krankschreiben zu lassen. Zur Pizza, die sie achtlos hinunterschlang, trank sie ein Glas Rotwein, immer machte sie sich Sorgen über irgendwas, sie konnte sich nicht an einen einzigen sorgenfreien Tag erinnern. Den Nachmittag verbrachte sie ausgestreckt auf der Couch, es war schon dunkel, als sie erwachte, sie hatte tief und traumlos geschlafen, in der Wohnung über ihr wurden Weihnachtslieder gesungen. Henriette machte Licht und sah auf die Uhr, es war viertel vor fünf. Sie stellte sich unter die Dusche, genoss den heißen Wasserstrahl, der alle Gedanken ein wenig erträglicher machte, bürstete sich gründlich

von oben bis unten ab, das brennende Gefühl war der Beweis, dass sie trotz allem lebte, ein Wesen aus Fleisch und Blut war, auch wenn alles Wasser der Welt nicht ausreichen würde, den Schmerz abzuwaschen, der auf ihrer Seele lastete. Nach der Dusche suchte sie ihre alten Sonntagskleider heraus. Henriette mochte die altmodischen, rüschenverzierten Kragen der Blusen und den weiten Schnitt der Röcke, der es ihr ermöglichte, frei auszuschreiten. Sie hatte nie den Wunsch gehabt, Minirock und Stöckelschuhe zu tragen, sich den anzüglichen Blicken der Männerwelt auszusetzen, sie wäre vor Scham im Erdboden versunken. Während sie sich vor dem Spiegel ankleidete, leerte sie die Flasche vom Mittagessen. Sie hatte in der Vergangenheit nie übermäßig viel getrunken, ein Glas zur Mahlzeit, mehr nicht, aber heute war ein besonderer Tag, selbst ihre Mutter würde das nicht abstreiten können, da wollte auch sie ein wenig feiern. Henriette trat an den Spiegel heran und betrachtete ihr Gesicht, sie würde nie begreifen können, dass die Fremde, der sie aufmerksam in die Augen blickte, ihr eigenes Antlitz war. „Du weißt nichts von mir“, sagte sie zu ihrem Spiegelbild, „vergiss das nicht, Deine Fratze wird Dich nicht retten.“ Die Kirchenglocken der Stadt läuteten zum Abendgottesdienst. Henriette sah aus dem Fenster und entdeckte ihren Nachbarn, der mit seinem Hund spazieren ging. Sie beneidete ihn nicht um sein Leben, das sich in den immer gleichen Drehungen und Wendungen erschöpfte und dessen größtes Vergnügen darin zu bestehen schien, seinen abscheulichen Samenvorrat bei jener Sorte Frau abzuladen, die dumm genug war, sich mit ihm einzulassen. Leicht beschwipst schlüpfte sie in ihren Mantel und machte sich auf den Weg zur Heiligabendmesse.

Rolf Sakowski lebt und arbeitet als Korb- und Stuhlflechter in der beschaulichen Stadt Wiesloch, ist abgebrochener Student der Nationalökonomie (Fernuni Hagen), schreibt Gedichte und Prosa.





Franziska Schmetz, Friederike

Heimat bis VII

Katharina Körting

alle Schreiborte

II

der Taube ein Kompliment machen
den Regen begrüßen

III

die Zeit gehen lassen
sachte fließend
als kehrte sie heim

IV

der verlassene Bahnhof Löwenzahn zwischen den Platten
Rost, zerschlagene Scheiben
das Grün: kräftig
die Luft: unbehelligt (und eine Mauer zum Anlehnen)

V

das Lächeln der Fremde
halbe Sachen voll machen
Widersprüche auskosten
sitzenbleiben
im Rollenden Schuckelnden ruckelnd Zuverlässigen

VI

tagelang nicht wissen
wie Groll sich anfühlt
oberschenkeldicke Freundlichkeit
fragloses Lachen
beinahe schlafen, der Geruch
von Leder und Holz

VII

das Wasser mit gutem Durst
langsam trinken
einträglicher Schmerz
die Nadel im Heu die nicht sticht
den Kant mit dem Willen zur Mündigkeit in der einen
das blutende Kinderherz in der andern Hand
von Himmel umgeben

Katharina Körting, Jahrgang 1968, Berlin, schreibt Lyrik und Prosa, erwarb im Juli 2014 den „Master“ im Biografischen und Kreativen Schreiben (BKS) und, nach einem Studium in Freiburg, Lyon und Berlin, den „Master“ im Biografischen und Kreativen Schreiben (BKS) und, nach einem Studium in Freiburg, Lyon und Berlin, den „Magister“ der Philosophie (1992); arbeitet in vielfältiger Weise, schreibt gerne an Schreibmaschinen oder in Regionalbahnen und liest mit Freude vor; veröffentlichte u. A. in „Prolog“, „Sterz“, „Dichtungsring“, „schreibkraft“, „entwürfe“, zuletzt *Rheinsberg. Eine Regengeschichte* (Dezember 2016, in eXperimenta), *Baden gehen. Ein zweifelhafter Text* (Januar 2015 in schreibkraft/ Graz) und *Hell aus dem dunklen Vergangenen* (Oktober 2014 in: Kinder, die wir waren. Autoren aus Brandenburg und Berlin erzählen, verlag für berlin-brandenburg (vbb).



Franziska Schmetz, Christine

	INKAS INstitut für KreAtives Schreiben  Bad Kreuznach, Tel: 06721 / 9 21 06 0	
Aktuelle Seminare auf unserer Website: www.inkas-institut.de		

nur ein mensch auf der bank

Şafak Sariçiçek

welke und lebenssaftstrotzende halme sind wellen im wind
der noch kalt vom winter kündigt
die sonne scheint aus einem blau, so klar wie das wassereis
deiner kindheit, kiosk c-otto-straße.

einzelnen der sonne elektromagnetischem lichtleben ausgesetzt und
trocken
einzelnen noch feucht vom aprilregen der walpurgisnacht
die balken der bank auf der dein gewicht verlagert ist
- 80 kilo knochen fleisch pulsierendes herz synapsen gedanken
wut -
so naturgemäß so faktisch so unumstößlich haltend
dass dich das auf und ab deiner eigenen lebenslangen festigkeitsversuche
beschämt.

du willst in bewegung sein und doch bestimmt:
als baum gegenüber, der seine vögel trägt und seinen feuerkäfern schatten spendet

duft des zum sommer werdenden frühlings in pollen tragender luft
durch die die gitarre aus dem erdgeschoss dem einfarbigen wohnblock
die baldige wiedergeburt woodstocks hier am ende heidelbergs verkündet.

als der wind wieder kräftig aufkommt und ein wenig verbrannte kohle mit sich trägt
leerst du deinen kopf in ihm aus und urteilslos und alt trägt er alles unfertige über die wohnungen
über das wassereis des grauen kindheitskiosks in die ferne bis da keine zweifel mehr sind
bis da nur ein mensch auf der bank, die sonne, die kohle im wind, nur der moment ist.

Şafak Sariçiçek wurde 1992 geboren, Abitur an der Deutschen Schule Istanbul und anschließendes Biowissenschaftsstudium. Ab 2012 Studienfachwechsel zu Jura, Redakteur der Studentischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Mitbegründer des jungen Literaturtreffs „echolot.heidelberg“. Anthologieveröffentlichungen sowie Publikationen in literarischen Zeitschriften. Am 1. März erschien im elifVerlag sein Lyrikdebüt „Spurensuche“.

eXperimenta Facebook-Seite jetzt auch als App

Die eXperimenta Facebook-Seite gibt es jetzt auch als App für Android und Apple iOS unter folgendem Link abrufbar. So bleibt Ihr / Sie immer auf dem Laufenden.

<http://experimenta.chayns.net>



experimental

03/
17

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Pierre Dietz, Eiffelturm

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben www.inkas-institut.de

Franz Marcs Gemälde Abstrakte Formen II

Jens-Philipp Gründler



Franz Marc, Abstrakte Formen II, 1914. Öl auf Leinwand, 81,0 x 112,5 cm, © LWL-Museum für Kunst und Kultur, Münster

Im März 1916 wird der sechsenddreißigjährige Leutnant der Landwehr, Franz Marc, im Feld von einem Granatsplitter getroffen und stirbt vor Verdun. Ein Jahr zuvor hatte der Münchener Maler den Krieg in einem Brief an Lisbeth Macke, Witwe des bereits 1914 gefallenen Freundes August Macke, als „*gemeinsten Menschenfang, dem wir uns ergeben haben*“ bezeichnet und sich damit von seiner früheren Geisteshaltung, derzufolge er den Krieg als Läuterung für ein krankes Europa und „*positive Instanz*“ verstanden hatte, distanziert. *Abstrakte Formen II*, gemalt vor seinem Antritt zum Kriegsdienst 1914, gelten, zusammen mit verschiedenen Alternativversionen, als letzte malerische Versuche des Künstlers.

Das heute in Münster zu findende Ölgemälde wirkt in seiner expressiven Farbigkeit und der dynamischen Formensprache wie die Vorwegnahme des Krieges, konkurrieren doch zwei unterschiedlich gestaltete Bildhälften miteinander, um, bei näherer Betrachtung, in einander überzugehen oder gar zu verschmelzen. Steht der Betrachter vor der Leinwand im LWL-Museum für Kunst und Kultur, nimmt er nach und nach die vielfältigen Formen und Farben wahr, einen Ruhepunkt findet das Auge, wie auch bei den vom sogenannten Simultaneffekt geprägten Bildern von Franz Marcs Vorbild Robert Delaunay, nicht. Wo auf der linken Seite von *Abstrakte Formen II* noch Gegenständlichkeit zu erkennen ist, hebt sich diese im kurvigen, von hellen Farbtönen geprägten Gezügel zur Rechten vollständig auf. Franz Marcs Farblehre zufolge haben wir es links mit Aggression des „*brutalen und schweren*“ Rot zu tun, wie der Maler in einem Brief vom 10. Dezember 1910 an seinen Gefährten August Macke expliziert. Rot sei die Farbe der Materie, die von den beiden anderen Grundfarben „*bekämpft und überwunden*“ werden müsse. Mische man Gelb und Blau zu Grün, „*so weckst Du Rot, die Materie, die Erde, zum Leben.*“

Nicht nur Robert Delaunays Simultaneität, die Gleichzeitigkeit des Sehvorgangs, welche den Blick des Betrachters über die Bildoberfläche wandern lässt, um immer neue Formen und Abstraktionen zu entdecken, ist in diesem unvollendeten Werk von Franz Marc zu bemerken, sondern auch der Einsatz des Komplementärkontrastes. Rot und Grün, Gelb und Violett, Orange und Blau bilden in der von Franz Marc adaptierten Farblehre Komplementärfarben. Die Sehbewegung gleitet von links, wo bei längerer Betrachtung der Vorderteil eines rot-schwarzen Elefantenleibes und eine von beleuchteten Fenstern strukturierte Häuserwand sichtbar werden, nach rechts, in die Zone der ephemeren, zerbrochenen Formen. Das „brutale“ Rot korreliert mit dem ebenfalls Schwere ausdrückenden Schwarz, wird aber durch das dämpfende Grün vitalisiert, „zum Leben“ erweckt. Verschiedene Dreiecke, aggressive Spitzen, dominieren den Bildmittelpunkt und penetrieren den Leichtigkeit versinnbildlichenden rechten Sektor. Hier verwirren das Auge des Betrachters Halbkreise, welche wie die Schwingen von Vögeln aus dem oberen Bildraum hinaus gleiten. Florale Formen, an grünlich gefärbte Blätter und bunte Blüten erinnernde Muster, wiederholen die Farbigkeit des das Rot lindernden Grüns, welches den Elefantenkorpus umgibt. Wie eine offensive, gewalttätige Kriegsfront versammeln sich die aus dem Rüssel des Dickhäuters hervorgehenden Zacken zu einer massiven Spitze, deren Endpunkt mitten in das Zentrum der flüchtigen Pflanzen- und Flammenformen hineinstößt. Diese gestaltet Franz Marc mit einer hellen, pastellenen Farbigkeit, lässt er doch eine von Weiß betonte Farbmischung aus den fliehenden Kreissegmenten sprechen. Flatterhaft vibrierende, an Vogelfedern mahnende Strukturen am rechten Bildunterrand heben sich in einer grünen Blattform und einer hellblauen Silhouette auf, die entfernt an einen Pferdekopf denken lässt, welcher die Rundung des Elefantenfußes wiederholt. Obwohl der rechte Bildbereich von Leichtigkeit beherrscht zu sein scheint, weckt das von floralen und animalischen Umrissen umgebene Feuer erneut kriegerische Assoziationen.

In einem „Das zweite Gesicht“ genannten Aphorismus von 1915 beschreibt der eifrig Bleistiftskizzen anfertigende Soldat das Geschehen wie folgt: *„Ich war von seltsamen Formen umkreist, und ich zeichnete, was ich sah: harte, unselige Formen, schwarze, stahlblaue und grüne, die gegeneinander polterten, dass mein Herz vor Weh schrie (...)“*. Das Kriegsszenario erregt im sensiblen Gemüt des Malers einen Eindruck von Uneinigkeit, von Zerspaltung und Zerstörung, schreibt er doch: *„(...) denn ich sah, wie alles uneins war und sich im Schmerze störte. Es war ein schreckliches Bild.“* Diesen Zustand von seelischer Zersplitterung nimmt der Betrachter in *Abstrakte Formen II* bereits deutlich wahr. Marc, der eigentlich daran glaubte, dass alles mit allem zusammenhängt, wie er am 6. Mai 1915 seiner Frau Maria mitteilt, spürt das Leid am eigenen Leibe und drückt diesen desperaten Zustand dementsprechend in abstrakten Zeichnungen aus. Wie der Künstler immer wieder hervorhebt, geht es ihm vor allem um die „Animalisierung der Kunst“. Diese bestehe im doppelten Sinne, namentlich in der Beseelung (Seele - „anima“) wie auch in der intensiven Beschäftigung mit Tiermotiven (Tier - „animal“). Für Franz Marc ergibt sich die Reinheit, nach der er in seiner Kunst strebt, in der Darstellung des Menschen weg zum Tier und schließlich zur Abstraktion. In einem Brief an Maria schildert er diesen Prozess wie folgt: *„Der unfrome Mensch, der mich umgab, (vor allem der männliche) erregte meine wahren Gefühle nicht, während das unberührte Lebensgefühl des Tieres alles Gute in mir erklingen ließ.“* Vom Tier weg habe ihn schließlich sein Instinkt zum Abstrakten hin geleitet, zum zweiten Gesicht, welches ganz „irdisch-unzeitlich“ sei und in welchem das Lebensgefühl ganz rein erklinge.

Eine solche, esoterisch anmutende Äußerung passt ganz zu Franz Marcs Beschäftigung mit dem Alten Testament, der indischen Reinkarnationslehre bis zu Nietzsche, aber ebenfalls zu mittelalterlicher Mystik und zu Rudolf Steiner, dem von Wassily Kandinsky verehrten Anthroposophen. Spuren der Theosophie finden sich in Franz Marcs Schriften und Briefen, so auch in dem oben zitierten, an seine Frau gerichteten. Kandinsky, der 1910 den Aufsatz *„Über das Geistige in der Kunst“* verfasst hatte, orientierte sich an Steiners philosophischem System und erörterte die Frage, wie Formen und Farben selbst etwas ausdrücken können, ohne an Gegenstände gebunden zu sein. Der russische Maler, dessen Bild *„Der Blaue Reiter“* der Bewegung ihren Namen gab, veröffentlichte 1912 eine weitere Abhandlung, *„Über die*

Formfrage", in welcher er notiert, dass das „Große Abstrakte“ nur denkbar sei in völliger Trennung vom „Großen Realen“. Diese Schrift wurde in einem Almanach publiziert, den die an der Redaktion beteiligten Freunde Franz Marc und August Macke „Der Blaue Reiter“ tauften. Zusammen mit Robert Delaunay und Henri Rousseau veranstaltete die Gruppe im Dezember 1911 eine Ausstellung in München. Paul Klee kam kurze Zeit später hinzu, doch bereits nach zwei Jahren zerstörte der Kriegsausbruch die gemeinsamen Ansätze. Der von Franz Marc eingeschlagene Weg der Einheit von Abstraktion und Realvorstellungen, von expressiver Dynamik und konstruktivem Bildbezug fand nach dessen Tod keine Fortsetzung. Über sich und seine Kollegen sagt der Maler im Almanach „Der Blaue Reiter“, ihr Denken habe ein anderes Ziel. Durch ihre Arbeit wollten sie für ihre Zeit Symbole schaffen, „die auf die Altäre der kommenden geistigen Religion gehören und hinter denen der technische Erzeuger verschwindet.“ Als spiritueller Sinnsucher findet sich Franz Marc nicht mit dem Christentum ab, sondern forscht nach einer Religion „sehr geistig und magisch, okkult, aber tausendmal edler als die christliche (...).“

Die im Ersten Weltkrieg angefertigten Bleistiftkompositionen sind nicht nur von negativen Eindrücken bestimmt, setzt Franz Marc doch den düsteren, martialischen Formen heitere, leichte entgegen. Immer wieder zeichnet er in seinem Skizzenbuch Pferde und die uns in *Abstrakte Formen II* begegnenden, schwingenden Flügelformen. In der gleichen Zeit wie das hier vorgestellte, entstand das heute in München befindliche Gemälde *Kämpfende Formen (Abstrakte Formen I)*, dessen Titel der Maler erst an der Kriegsfront wählte. Wie auch *Abstrakte Formen II* ist dieses Werk historisch zu lesen, als Vorahnung der blutigen Auseinandersetzung, der Katastrophe und wohl auch des eigenen Todes. Trotz der durch die dräuende Weltzerstörung ausgelöste, dunkle Stimmung sorgt Franz Marc in seinen letzten Bildern und Skizzen für Balance, für einen Ausgleich der miteinander ringenden Kräfte. So beschreibt der bereits angeführte, von 1915 stammende Aphorismus „Das zweite Gesicht“ nicht ausschließlich Uneinigkeit, Destruktion und Schmerz, sondern auch die unerklärliche Schönheit aller Dinge: „Meine ausschwärmende Sehnsucht sah ein anderes Bild, das tiefe Bild: Die Formen schwangen sich in tausend Wänden zurück in die Tiefe. Die Farben schlugen an die Wände, tasteten sich an ihnen entlang und entschwanden in der allerletzten Tiefe. Jeder schrie vor Sehnsucht, der dies Bild sah. Unsre Seelen zogen den Farben nach in die letzte Tiefe. Wie unsagbar sind alle diese Dinge. Wie unsagbar schön.“

Jens-Philipp Gründler, 1977 geboren in Bielefeld, erlangte 2006 den Magister Artium im Fach Philosophie in Münster, wo er seitdem als Schriftsteller und Altenbetreuer lebt und arbeitet. Im Jahre 2015 veröffentlichte er den Roman „Rebellen des Lichts“ sowie zwei Kurzgeschichtenbände, „Glaspyramide“ und „Flüssige Schwerter“. Zudem wurden mehrere Erzählungen in diversen Literaturzeitschriften und Anthologien publiziert. Darunter in der **eXperimenta** die Kurzgeschichten „Schach mit dem Teufel“ wie auch „Deirdre Mulligan“ und die Gedichtstrilogie „Ätna“. Seit Januar 2017 betätigt er sich als Redakteur für die **eXperimenta**.





Franziska Schmetz, Friederike

Helene Fischer: Auf der Suche nach mir

Milena Reineke

Beim vorliegenden Liedtext handelt es sich um einen der bekanntesten Ergüsse der international anerkannten Schlagersängerin Helene Fischer. Er trägt den Titel „Auf der Suche nach mir“ und beschreibt den Prozess der Selbstfindung.

Die erste Strophe dieses Feuerwerks der Poesie beginnt mit den Worten „Wie auf den Laufsteg gestellt und tausend Augen sind wie ein Spiegel“, wodurch die Gefühle des lyrischen Ichs mit denen einer Person verglichen werden, die man gegen ihren Willen auf einen Laufsteg gestellt hat; dort, wo sich normalerweise selbstbewusste Menschen präsentieren und beobachten lassen. So scheint auch das lyrische Ich sich beobachtet zu fühlen von den „tausend Augen“ (V.1), deren bedrohliche Wirkung auf das lyrische Ich durch die Hyperbel „tausend“ (V.1) auch dem Leser spürbar gemacht wird. Gleichzeitig sind die „tausend Augen“ (V.1) auch „wie ein Spiegel“ (V.1), was jedoch sie spiegeln, ist für den ahnungslosen Leser vorerst nicht klar ersichtlich.

Jedoch lassen die folgenden Verse darauf schließen, dass Helene Fischer hier schon ganz zu Beginn eine subtile, aber nicht zu unterschätzende Kritik an unserer oberflächlichen, eiteln Gesellschaft äußert: „Heut Nacht“ (V.2) scheint „der ganze Glanz der Welt“ (V.2) „auf einem Maskenball versammelt“ (V.2), womit oben genannte Oberflächlichkeiten gemeint sein könnten, die nach außen hin als Glanz wahrgenommen werden, aber eigentlich nur eine Maske sind, da sich die Oberflächlichkeiten „auf einem Maskenball versammelt“ (V.2) haben. Auf diese Weise wird deutlich, dass der Schein trügt und der Glanz der Welt, hier durch die Verwendung des Verbes „versammeln“ personifiziert, in Wirklichkeit nur eine Fassade ist. Aufgrund dessen fühlt sich das lyrische Ich „allein“ (V.3) und drückt anhand der Flügel-Metaphorik (V.4: „Wünsch mir Flügel“) den starken inneren Wunsch aus, sich vom „Schein der Eitelkeit“ (V.3) zu entfernen. Dieser wird direkt danach noch intensiviert, indem es heißt, das lyrische Ich *müsse* fort von hier (vgl. V.5). Der Gebrauch dieses Notwendigkeit signalisierenden Modalverbes zeigt also die Dringlichkeit des Bedürfnisses des lyrischen Ichs, dieser falschen Welt zu entfliehen und sich stattdessen auf den Weg zurück zu sich selbst (vgl. V.6) zu machen.

Schon der Anfang des Refrains wird inhaltlich hervorgehoben durch die Anapher „Auf der Suche nach mir, nach mir selbst“ (V.1), wodurch der Schwerpunkt auf das „nach mir selbst“ (V.1) gelegt wird. In den folgenden Versen erläutert das lyrische Ich nun die Probleme, denen man sich während des Selbstfindungsprozesses stellen muss, zeigt jedoch, zum Teil in Form von fragmentarischen Rückblenden (V.3: „Hab auf Scherben getanzt“), Widersprüche auf. So wirkt es wie ein Paradoxon, wenn es ein paar Verse nach „Auf der Suche nach mir, tausendmal“ (V.5) heißt, das lyrische Ich habe sich selbst nie verloren. Es habe sich also mehrfach gesucht, aber nie verloren. Dass Helene Fischer mit diesen sprachlichen Glanzleistungen schon weit in den Bereich der Abstraktion vorgedrungen ist, ist offensichtlich. Nur erschließt sich dem Leser nicht wirklich, was gemeint ist, wenn das lyrische Ich einerseits trotz gewisser negativer Umstände, hier symbolisiert durch die Scherben, getanzt haben soll, also ein Ausdruck positiver Emotionen, sich allerdings andererseits „[o]hne Zweifel und Angst“ (V.4) im Licht befunden haben soll. Auf welche Tätigkeit sich der Vers „Ohne Zweifel und Angst im Licht“ bezieht, bleibt ebenfalls unklar. Fakt ist jedoch, dass es sich beim positiv besetzten Begriff „Licht“ eindeutig um eine Metapher für einen Ort handelt, der aufgrund der positiven Konnotation keinesfalls mit oben genannten Scherben gleichgesetzt werden kann, womit ein Widerspruch erzeugt wird.

In Vers 7 und 8 wirkt das lyrische Ich, das man zuvor eher mit einem ratlosen und introvertierten Individuum auf der erfolglosen Suche nach sich selbst verbunden hätte, allerdings selbstsicherer, indem es behauptet, es wisse, was es wolle (vgl. V.7) und folge seinem Gefühl nach vorn (vgl. V.8). Doch gerade diese Widersprüche weisen auf eine vielschichtige Persönlichkeit hin.

In der zweiten Strophe spricht das lyrische Ich den Leser direkt an, indem es ihn animiert, mit

ihm in die Tiefe zu gehen und hinter die Fassaden zu schauen. Jene trügerische, irreführende Fassade, die schon in der ersten Strophe in Bezug auf die Oberflächlichkeit der Gesellschaft thematisiert wurde, entdeckt das lyrische Ich also auch bei sich selbst. Zwischen prägnanten Forderungen wie II, V.2: „geh mir unter die Haut“ finden sich hierbei aber auch immer wieder Eingeständnisse vonseiten des lyrischen Ichs, deren Kernaussage lautet, dass die ehrlichen Antworten auf die Fragen bezüglich des Selbst akzeptiert werden müssen.

Infolge dieser Erkenntnis wird der Refrain noch mehrmals wiederholt, teilweise in Variationen. Das Lied endet mit einer Interjektion, auf die eine Wiederholung des Titels folgt (vgl. V.1: „Oh, oh, auf der Suche nach mir“). Der Leser wird mit einem Gefühl der Beklemmung zurückgelassen, weil ihm eigentlich keine klare Antwort auf die Problematik gegeben wurde.

Nach der intensiven und außerordentlich bereichernden Auseinandersetzung mit diesem Zeugnis qualitativ hochwertiger Dichtkunst lässt sich schlussfolgern, dass es Helene Fischer oder ihrem Songwriter hiermit gelungen ist, vollkommen neue Maßstäbe zu setzen, und das nicht nur auf musikalischer Ebene. Der Text strotzt nur so vor Weisheit und Eloquenz, dass es ein Fest ist. Ein Fest, das wir alle gemeinsam feiern wollen.

Milena Reinecke wurde am 2001 in Berlin geboren und macht zurzeit ihr Abitur am Rückert-Gymnasium. Ihr erster Roman „Klar soll man nicht lügen, aber...“, den sie mit 12 Jahren schrieb, wurde im MTM-Verlag Papierfresserchen veröffentlicht. Neben diversen Publikationen in Anthologien erschien 2016 ihr zweiter Jugendroman „Ich kann nicht reden“.



Franziska Schmetz im Alter von 12 Jahren

Haiku

Yvonne Sartoris

Kalter Wintertag
wärmt unsre Herzen mit Licht
neigt sich dem Ende.



Yvonn Sartoris



Yvonn Sartoris

Die Sonne versinkt
inmitten der Schneelandschaft
hinter Baumwipfeln.

Yvonne Sartoris, Strohn (Vulkaneifel), 38 Jahre, Hobbys: lesen, schreiben, Chorsingen (leider nicht mehr aktiv). Seit 2004 schreibt sie Gedichte. Mit ihrem Buch „Gedanken, festgenagelt auf Papier“ hat sie sich 2015 einen Traum erfüllt.

Kurzlyrik

Hella Neukötter

canis major
lautlos
das bellen
des großen hundes
am hellen himmel in der nacht

haiku
der frühling wartet
in aller seelenruhe
auf den ersten gast

Hella Neukötter lebt als freie Lektorin und Lyrikerin in Köln. Ihre Gedichte und Haikus wurden im WDR-Hörfunk gesendet und sind in Anthologien, Literaturzeitschriften (zuletzt **eXperimenta**, Juli-August 2016) und im Internet erschienen. www.literaturberaterin.de

Jürgen Janson - Donald Trump



Die **eXperimenta** ist eine Plattform für bekannte wie unbekannte Poeten, Romanschreiber, Fotografen, Maler, Musiker, Verlage, Buchvorstellungen und eignet sich auch hervorragend für Kulturevents aller Art.

Die **eXperimenta** hat ca. 20.000 Leser im Web, die regelmäßig die Beiträge lesen. Man kann sie sich auch als gedrucktes Exemplar bestellen.

Die **eXperimenta** ist ein kostenloses Online-Magazin und daher für „kulturelle Werbung“ bestens geeignet.

Mit Ihrer Anzeige unterstützen Sie das Redaktionsteam bei der Suche nach guten Beiträgen und erreichen vor allem die Interessenten Ihrer Anliegen.

Wir heißen Sie als **Anzeigenkunden** herzlich willkommen.

Ihre **eXperimenta**-Redaktion

PS: Die aktuelle **eXperimenta** findet sich unter www.experimenta.de

Martin Luther: Reformator zwischen Mythos und Geschichte

Prof. Dr. Mario Andreotti

Die Geschichte steckt bekanntlich voller Mythen, die sich immer wieder um bedeutende Gestalten ranken. In Deutschland gehört etwa der mittelalterliche Kaiser Friedrich Barbarossa, in Österreich die schöne Kaiserin Elisabeth, besser bekannt unter dem Namen Sisi, und in der Schweiz der grosse Volkserzieher Heinrich Pestalozzi zu solch mythisch verklärten Gestalten. Mit dem Wittenberger Reformator Martin Luther gesellt sich eine weitere historische Gestalt zu diesem erlauchten Kreis. In Luthers angeblichem Thesenanschlag von 1517, der als Beginn der Reformation in die Geschichte eingegangen ist, verbirgt sich gleich ein zweifacher Mythos. Doch inwiefern trifft das zu?

Die Legende vom Thesenanschlag

Der Vorgang, wie er in der überkommenen Geschichtsschreibung berichtet wird, ist bekannt: Am Vortag von Allerheiligen, am 31. Oktober 1517, nagelt Martin Luther mit lauten Hammerschlägen 95 Thesen gegen das Ablassunwesen an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg. Dies ist auf vielen Darstellungen zu sehen und findet sich als vermeintliche Tatsache in fast allen Geschichtsbüchern. Es ist ein Bild, das, wie kaum ein anderes, zum Symbol der Reformation wurde. Aber stimmt das Bild auch?

Schon der Umstand, dass die Thesen lateinisch waren, muss uns hellhörig machen. Wer hätte sie denn lesen können, zumal Luthers Zielpublikum, eine breitere Öffentlichkeit, Latein so wenig verstand wie heute, einmal abgesehen davon, dass viele gar nicht lesen konnten? Nein, die Botschaft selber wurde einer grösseren Leserschaft nicht durch die lateinischen Thesen bekannt, sondern durch den 1518 deutsch verfassten „Sermon von Ablass und Gnade“, der den eigentlichen Durchbruch Luthers als Schriftsteller brachte. Zudem gibt es für den angeblichen Thesenanschlag weder Zeitzeugen, noch ist in irgendeiner reformatorischen Publikation bis zu Luthers Tod 1546 von ihm die Rede. Populär wurde er erst danach, vor allem durch Philipp Melanchthon, der ihn erstmals 1547 in der Vorrede zum zweiten Band seiner Ausgabe der Werke Luthers erwähnte. Melanchthon war allerdings erst 1518 an die Wittenberger Universität berufen worden, kann daher nicht Augenzeuge eines solchen Ereignisses gewesen sein. Trotzdem entwickelte sich der Thesenanschlag, ausgehend von Melanchthons Darstellung, zum Gründungsmythos der Reformation. Die Erklärung dafür ist relativ einfach: Es wirkt ergreifender, wenn die Thesen mit lauten Hammerschlägen an das Tor einer Kirche genagelt werden, als wenn man sie nur zur Disputation unter Gelehrten, wie es der historischen Wahrheit wohl eher entspricht, versendet. In Tat und Wahrheit hat Luther die Thesen als Beilage eines Briefes an Albrecht von Brandenburg, den Erzbischof von Mainz und Magdeburg, geschickt. Da eine Stellungnahme des Erzbischofs ausblieb, gab Luther die Thesen an einige Bekannte weiter, die sie kurze Zeit später ohne sein Wissen publizierten und damit zum Gegenstand einer öffentlichen Diskussion im gesamten Reich machten. Der Thesenanschlag von 1517, der selbst von den Kirchenhistorikern noch weitgehend als Tatsache hingestellt wird, gehört damit genauso ins Reich der Legenden wie etwa jene berühmt gewordenen Worte „Hier stehe ich und kann nicht anders. Gott helfe mir, Amen!“, die Luther auf dem Reichstag in Worms 1521 seiner Verweigerung des Widerrufs hinzugefügt haben soll.

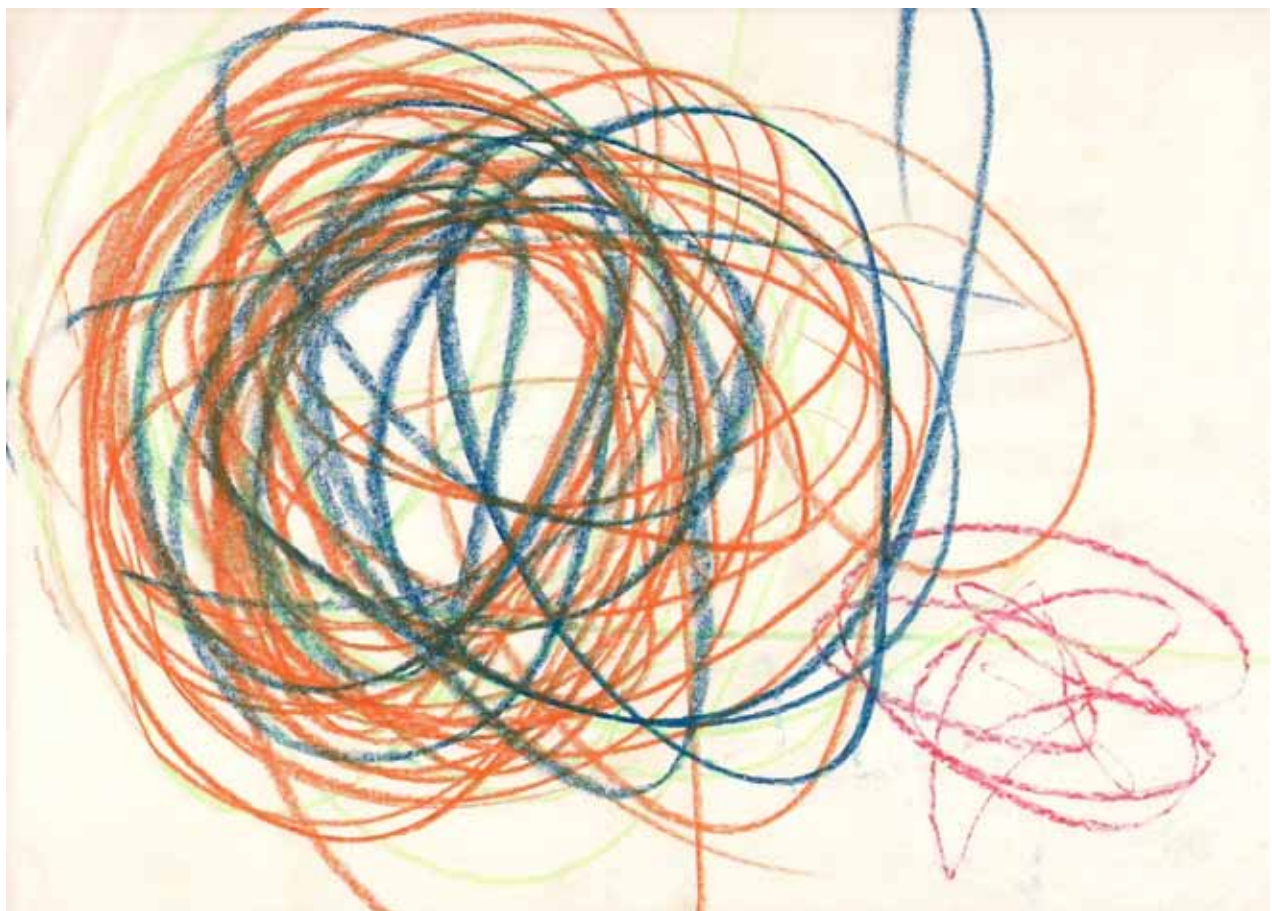
Wann ist die Geburtsstunde der Reformation?

Die protestantischen Kirchen feiern den Thesenanschlag, wie bereits angedeutet, als ihren Gründungstag. Doch auch das entspricht nicht ganz den historischen Fakten, denn Luther hatte keinen „Anschlag“ auf die Kirche im Sinn. Die Thesen sollten vielmehr zu einer Disputation über theologische Fragen, insbesondere über das Ablasswesen, im akademischen Kreise einladen. Lesen wir sie selber, so stellen wir immer wieder fest, dass Luther der Meinung war, der Papst habe keine Kenntnis von der marktschreierischen Weise, in der die Ablassprediger, allen voran der Dominikaner Johannes Tetzel, die Bedeutung der Geldspenden

zugunsten des Baus der Peterskirche in Rom hervorhoben. In der 50. These heisst es beispielsweise: "[...] Wenn der Papst die Erpressungsmethoden der Ablassprediger wüsste, sähe er lieber die Peterskirche in Asche sinken, als dass sie mit Haut, Fleisch und Knochen seiner Schafe erbaut würde." Von einem Bruch Luthers mit dem Papsttum und der Kirche kann um 1517 also noch keine Rede sein.

Wenn wir nach der Geburtsstunde der Reformation fragen wollen, dann ist sie anderswo zu suchen. Dann bieten sich gleich zwei historische Ereignisse an: Da ist zum einen Luthers „Turmerlebnis“ vom Frühjahr 1513, wo er nach einem langen Ringen um Gott zu einem neuen Schriftverständnis findet, nach dem die „Gerechtigkeit Gottes“ nicht richterliche Strenge, sondern völlig unverdiente göttliche Gnade meint, die dem zuteilwird, der sie in gläubigem Vertrauen ergreift. Ohne dieses Turmerlebnis gäbe es weder die 95 Thesen noch den Reichstag zu Worms. Und da ist zum andern die Leipziger Disputation im Sommer 1519, an der Luther gegenüber seinem Gegner Johannes Eck die Unfehlbarkeit der Konzilien und des Papstes, ja den päpstlichen Primat überhaupt leugnet. Damit entfernt er sich öffentlich vom Boden der kirchlichen Lehre. Das ist die eigentliche Geburtsstunde der Reformation, wird doch von da an Luthers weit über die Ablassfragen hinausgehendes reformatorisches Bestreben deutlich. Die protestantischen Kirchen wären gut beraten, nicht den Thesenanschlag, sondern die Leipziger Disputation von 1519, in der die wesentlichen Unterschiede zwischen katholischer und reformatorischer Lehre erstmals hervortraten, als ihr Gründungsereignis zu feiern.

Mario Andreotti ist Dozent für Neuere deutsche Literatur an der Universität St. Gallen und Autor des UTB Bandes Die Struktur der modernen Literatur. Neue Formen und Techniken des Schreibens. 5., stark erweiterte und aktualisierte Auflage, Bern 2014 (Haupt).



Mirjam Heins

Ein besonderer Abend mit dem unbekannten Mandanten - Teil 1

Zissi Frank

Wir sitzen im Auto. Es ist heiß. Mir ist heiß, trotz Klimaanlage. Ich bin noch völlig aufgeheizt und aufgereggt von dem was ab Mittag passiert ist. Es ist still im Auto. Keiner von uns sagt ein Wort, nur die leise Musik im Hintergrund, die du eingelegt hast, ist zu hören. Ich hänge meinen Gedanken nach und du gibst mir die Zeit, die ich gerade benötige, um die letzten Stunden in meinem Büro Revue passieren zu lassen.

Du hattest dir als Mandant ein Termin geben lassen, ohne zu sagen wer du bist oder weshalb du kommst. Da standst du plötzlich in meinem Büro und ich hatte Mühe, meine Verwunderung zu verbergen. Wir hatten herrlichen Sex miteinander. Es hat mich sehr angemacht, jeder Zeit erwischt zu werden und etwas Verbotenes zu machen.

Nun kämpfe ich gerade mit Gewissensbissen, obwohl ja alles gut gegangen und wunderschön war. Ich bemerke gar nicht, dass du nicht zu unserem Stammlokal fährst, sondern dass wir auf dem Weg zu dir sind. Erst als wir in deine Straße biegen, bemerke ich es. „Wollten wir nicht Essen gehen und dann erst zu dir fahren“, frage ich dich erstaunt. „Ja, wir gehen jetzt gleich auch essen, aber für da wo ich heute mit dir hinmöchte bist du falsch angezogen.“ Erstaunt schaue ich dich an. Was hattest du plötzlich an meinem Kleid auszusetzen? „Du wirst schon sehen. Ich habe dir das richtige Outfit ins Schlafzimmer gelegt. Wenn du möchtest kannst du auch gerne vorher noch duschen, soviel Zeit haben wir.“ „Aja! Du hast mir also etwas zum Anziehen raus gelegt. Da bin ich aber mal gespannt.“ Was hast du dir jetzt wieder einfallen lassen. Ich habe keine Ahnung was das für Kleidung sein soll. Grinsend parkst du den Wagen in der Einfahrt.

„Du wirst es gleich sehen und dann auch verstehen. Ich verrate es dir jetzt nicht.“ Beschwingt öffnest du deine Autotür und gehst zielstrebig auf die Haustüre zu. Langsam folge ich dir. „Geh ruhig direkt hoch, wenn du Hilfe beim Anziehen brauchst dann ruf mich“, sagst du immer noch grinsend. Ich? Und Hilfe beim Anziehen? Mein Gesicht besteht nur noch aus Fragezeichen. „Na geh schon.“ Mit einem Klapps auf den Hintern schiebst du mich in Richtung Treppe. Als ich die Türe zum Schlafzimmer öffne fällt mein Blick direkt auf das Kleid am Kleiderschrank. Das ist nicht dein ernst, dass soll ich anziehen? Das Kleid besteht aus einer schwarz-roten Korsage, die hinten geschnürt werden muss und einem knappen Rock mit Spitze in schwarz. Es sieht sehr edel aus. Jetzt verstehe ich auch, warum ich Hilfe beim Anziehen brauche.

Was hast du nur vor? Wohin möchtest du mit mir gehen? Ich habe noch nie so ein Kleid gesehen, geschweige denn getragen. Ganz in Gedanken und immer noch das Kleid von allen Seiten betrachtend stehe ich vor dem Schrank.

„Na, gefällt es dir?“ Ich fahre zusammen, hatte ich dich doch nicht gehört. „Mh, ja, schon“, antworte ich zögerlich. „Was ist? Gefällt es dir doch nicht? Ich hatte so gehofft das es dir gefällt.“ „Doch es gefällt mir, aber wo sollte ich es anziehen? So kann ich ja wohl kaum aus dem Haus gehen.“ „Da wo ich dich heute Abend ausführen werde ist es ganz normal solche Kleider zu tragen.“ Verwundert schaue ich dich an. „Wohin gehen wir denn?“ „Das verrate ich dir noch nicht.“ Du spürst meine Unsicherheit. Und dann bricht es auch aus mir heraus. „In einen Club gehe ich nicht, das habe ich dir oft genug gesagt.“ „Ja, ich weiß, dass du noch nicht soweit bist, in einen Club zu gehen. Lass dich überraschen. Vertrau mir, es wird dir gefallen.“ „Gut, ich vertraue dir. Aber wenn es mir nicht gefällt, gehen wir wieder. In Ordnung?“ „Ja, in Ordnung. Ich verspreche es dir. Eigentlich solltest du als meine Sklavin, gar kein Mitspracherecht haben“, sagst du grinsend zu mir und küsst mich leidenschaftlich.

Nachdem wir uns, schwer atmend, voneinander getrennt haben ziehe ich mich aus und gehe duschen. Auch du kommst ins Bad, um dich frisch zu machen. Als ich versuche, dich zu verführen, sagst du streng: „Nein, jetzt nicht! Wir wollen gleich los.“ Ich ziehe eine Schnute worauf hin du mir einen Kuss auf die Stirn gibst und mich mit einem Klapps auf meinen Hintern aus dem Bad schickst. Im Schlafzimmer schaue ich mich suchend um, kann aber nirgends Unterwäsche finden.

„Wo ist denn die Unterwäsche?“, rufe ich nach dir. „Du ziehst keine an“, kommt prompt deine Antwort. „Aber“, setzte ich an. „Nein, keine Unterwäsche. Diskussion beendet.“ Verwundert und schmallend ziehe ich das Kleid an, du hilfst mir dabei und schnürst die Korsage, dabei achtest du darauf, dass sie stramm, aber nicht zu stramm sitzt. Als du fertig bist schiebst du mich vor den Spiegel.

„Hübsch, sieht meine Sklavin aus. Jetzt musst du nur noch gehorchen lernen und nicht immer wieder eine Diskussion anfangen wollen. Gefällt dir?“ „Ja, es gefällt mir. Nur“, ich halt inne und schau dir in die Augen. „Nur was?“ „Der Rock ist etwas kurz. Und ob ich nicht wirklich dauernd widerspreche, das kann ich dir nicht versprechen.“ „Der Rock ist genau richtig. Und was dein widersprechen anbetrifft. Für jedes Mal, wenn du mir Wiederworte gibst oder meinen Anweisungen nicht folge leistest werde ich dich an jetzt bestrafen. Ist das bei dir angekommen?“ Erschrocken schaue ich dich an, so kenne ich dich gar nicht. Gut wir haben schon mal darüber gesprochen, aber dass du das jetzt wirklich durchziehen willst, damit habe ich nicht gerechnet. Du bist es gewohnt, dass ich, auch wenn du mein Herr bist, dir widerspreche. „Ist das bei meiner Sklavin angekommen?“, fragst du noch einmal eindringlich und reißt mich aus meinen Gedanken. „Ja, ist es.“ „Wie heißt das?“ „Ja, mein Herr, ist angekommen.“ „Dann können wir ja los.“

Ich bin total angespannt und nervös, weil ich nicht weiß was auf mich zukommt. Mark entgeht es nicht. „Du bist so still. Du musst nicht aufgeregt sein.“ Seine Hand streichelt liebevoll meinen Oberschenkel. Der hat gut reden. An der nächsten roten Ampel, an der wir stehen bleiben wandert seine Hand unter den Rock zu meiner Perle. Ein leises stöhnen kommt über meine Lippen. Mark fährt weiter und hält dann in einer Parklücke am rechten Fahrbahnrand an. Liebevoll küsst er mich und seine Hand wandert erneut zu meiner Scham. „Prinzessin, ist ja schon feucht“, sagt er grinsend zu mir und dringt mit zwei Fingern in mich ein. Er fängt an mich mit seinen Fingern zu ficken. Dann zieht er seine Finger aus mir heraus, holt etwas aus der Tasche, küsst mich und schiebt mir etwas in meine Möse. Erstaunt schaue ich ihn an. „Du wirst gleich merken was es ist. Es wird dich entspannen.“ Mark setzt das Auto wieder in Bewegung und ich merke ein leichtes Vibrieren in mir, was meine Lust steigert. Langsam fange ich an mich zu entspannen und ruhiger zu werden, zumal Mark die Vibrationsstärke erhöht hat. „Na, dass gefällt meiner Sklavin. Eigentlich wollte ich mir das ja für später aufgehoben haben, aber . . .“ Marks Grinsen wird immer breiter. „Wir sind gleich da.“ Inzwischen ist meine Lust so gesteigert, dass ich jetzt gerne Erlösung hätte. „Herr, erlös mich doch bitte vorher“, flehe ich dich an. „Nein, da wirst du warten müssen. Aber schön, dass du die Sprache wieder gefunden hast.“ Mark lenkt den Wagen in eine freie Parklücke auf den Parkplatz in der Nähe des Eingangs. Nun kann ich zum ersten Mal den Namen des Restaurants lesen.

„Top and Bottom“.

Allein als ich den Namen lese werde ich schon wieder nervös. Mark legt beruhigend seine Hand auf meinen Oberschenkel. „Genieße es einfach, ich regel alles schon. Glaub mir es wird dir gefallen. Du hast ab jetzt Redeverbot.“ Dann öffnet er die Autotür und kommt ums Auto herum um auch mir die Türe zu öffnen. Ich steige aus und schaue ihm in die Augen. Mark küsst mich und legt mir dann ein Lederhalsband mit einem silbernen Ring um. „Du gehörst zu mir und das soll auch jeder wissen und sehen.“ Und schon befestigt er an dem kleinen Silberring eine Kette. Normal hätte ich jetzt schon protestiert, aber irgendwie verleiht es mir Sicherheit und macht mich stolz. „So, jetzt können wir gehen“, sagst du lächelnd zu mir. „Bereit?“ „Ja, mein Herr. Wir können gehen.“

Nun sollte also der nächste Schritt meiner Ausbildung und meiner Erfahrungen gekommen sein. Ich kannte Mark zwar schon eine Weile, aber erst vor kurzem konnte er mich davon überzeugen seine Sklavin zu sein. Daran musste ich mich erst noch gewöhnen. Vor allem an das nicht widersprechen. Und alles das zu tun, was er von mir verlangte, viel mir sehr schwer. Er brachte mich jedes Mal ein bisschen mehr an meine Grenzen und ein wenig darüber hinaus, aber unser Liebesleben war viel intensiver geworden.

An der Türe werden wir schon von einer jungen, hübschen Kellnerin begrüßt, das heißt Mark wird begrüßt, mir lächelt sie nur höflich zu. „Ich bin Sofie, wenn sie einen Wunsch haben oder etwas brauchen können sie sich gerne an mich wenden. Ihr Tisch, befindet sich wie gewünscht, in einer der hinteren Nischen. Ich werde sie zu ihrem Tisch begleiten. Bitte folgen sie mir.“ „Vielen Dank, Sofie.“ Woher kennt Mark diesen Laden? Ob er schon mal hier war? Viele Fragen habe ich, darf sie leider aber nicht stellen.

Auf dem Weg zu unserem Tisch schaue ich mich im Lokal um. Direkt links befindet sich eine Theke. Im Raum selber stehen überall kleine runde Tische an denen sowohl Stühle stehen, als auch Kissen auf dem Boden liegen. Weiter hinten an der Wand befinden sich kleine Nischen in denen ebenfalls kleine runde Tische stehen, an denen sich nicht nur Stühle und Kissen befinden, sondern auch eine halbrunde Bank. Die Nischen lassen sich durch Vorhänge schließen. Das Licht im Lokal ist gedämpft, aber man kann genügen erkennen.

Links hinter der Theke sehe ich eine Tür, da geht es bestimmt zu den Toiletten.

An einigen Tischen sitzen Pärchen, mal alleine, mal mit anderen Pärchen, wobei die Herren und Herrinnen auf den Stühlen sitzen und die Sklaven auf den Kissen.

Ob mich Mark auch auf dem Boden sitzen lässt? Während ich noch darüber nachdenke haben wir schon unseren Tisch erreicht. Sofie verabschiedet sich zunächst. „Ich komme gleich und nehme ihre Bestellung auf“, und schon ist sie weg. Mark setzt sich auf die Bank mit Blick ins Lokal. Wie gerne würde ich jetzt neben ihm Platz nehmen, aber Mark weist mir rechts neben der Bank auf einem Kissen meinen Platz. So kann ich mir allerdings auch gut das Lokal, besonders die Leute ansehen.

Einige der Vorhänge bei den Nischen sind zugezogen. Was dort wohl dahinter geschieht? Ab und zu kann man ein verhaltenes stöhnen hören. Mein Blick wandert weiter. An einem Tisch am Fenster sitzt eine junge Frau in einem schönen schwarz-roten Kleid auf dem Stuhl, neben ihr kniet ein junger Mann mit nacktem Oberkörper und einem schwarzen String-Tanga, um den Hals trägt er ebenfalls wie ich ein Halsband an dem eine Kette befestigt ist. Heute scheint nicht viel los zu sein.

Was bin ich froh, dass nicht allzu viele Menschen hier sind. Während Mark die Karte noch studiert, sehe ich mich weiter um. An der Bar sitzen zwei Männer, die sich angeregt unterhalten. Ob die auf jemanden warten? Und dann kann ich noch an einem Tisch zwei Pärchen ausmachen. Hier sitzen die Männer auf den Stühlen, lässig gekleidet mit weiten Stoffhosen und weißen Hemden. Die Sklavinnen sitzen in der typischen Haltung auf den Kissen. Während die Männer sich lebhaft unterhalten, sind sie still. Es scheint fast so, als ob eine von ihnen einen Knebel im Mund hat, aber das kann ich nicht so genau erkennen. Beide tragen eine schwarze Lackkorsagen und dazu passende schwarze kurze Röcke. Sie haben lange blonde Haare, die zu einem Zopf gebunden sind.

Sofie kommt und Mark bestellt etwas zu trinken. Ich bin mit meinen Gedanken immer noch bei den beiden Pärchen und schrecke zusammen als Mark an meiner Kette zieht. „Wo ist meine Prinzessin mit ihrer Aufmerksamkeit? Jedenfalls nicht bei mir. Das muss bestraft werden.“ Mark dreht die Vibration hoch. Erschrocken schaue ich ihn an. „Ah, jetzt habe ich die volle Aufmerksamkeit wieder von dir.“ „Tut mir leid mein Herr. Ich war so fasziniert von allem.“ „Gefällt dir das Lokal?“ „Bisher schon, auch wenn es sehr ungewohnt ist.“

Mark will gerade etwas sagen, doch er hält inne, als Sofie mit den Getränken kommt, Weißwein und Wasser. Sofie stellt vor Mark die Gläser ab. Ein kurzes Nicken von ihm und sie holt eine kleinen Tisch hervor, den sie vor mich stellt, darauf stellt sie mir ein Glas Wein.

„Zum Wohl, meine Sklavin. Auf einen schönen Abend.“ „Zum Wohl, mein Herr.“

Mark wartet bis ich das Glas wieder abgestellt habe, dann sagt er: „Du darfst kommen auch ohne um Erlaubnis zu fragen, bis ich dir etwas anderes sage.“ „Hier!“, entfährt es mir. „Ja, hier“, antwortet er lächelnd. „Die sind das gewohnt und es wird dir nichts anderes übrig bleiben. Über deine Bestrafung für deinen Verstoß gegen das Redeverbot sprechen wir später.“

Ich hatte das Vibroeie irgendwie verdrängt, aber durch Marks Worte und die Verstärkung der Vibration spüre ich nun deutlich meine Erregung und Feuchtigkeit. Vor lauter Anspannung hatte ich es nicht mehr so wahrgenommen. Mark beobachtet mich ganz genau. Seine Worte reißen mich erneut aus meinen Gedanken. „Komm zu mir und zieh die Vorhänge vorher zu.“ Nachdem ich die Vorhänge geschlossen habe stelle ich mich vor ihn. „Leg dich auf meinen Schoss.“ Kaum liege ich auf seinem Schoss und in seinen Armen küsst mich Mark. Deutlich spüre ich seine Erregung. „Ich möchte dich hören Prinzessin. Jeder soll deinen Orgasmus hören können“, flüstert er mir ins Ohr und schon massieren seine Finger meine Perle. Nein! Das will ich nicht. Das ist peinlich, denke ich, aber den bevorstehenden Orgasmus kann ich nicht aufhalten. Und wenn ich ganz leise komme? Gut, ich widersetze mich mal wieder seinen

Anweisungen, aber besser als das mich hier jeder hören kann denke ich. Mark hat die Vibration erneut erhöht und holt mich damit ins hier und jetzt wieder zurück. Leichte Wellen durchströmen schon meinen Körper. Mark verändert den Druck auf meinen Kitzler, mein Atem geht schwer und ich komme mit einem leisen stöhnen zum Orgasmus. Mein erster Orgasmus in einem Lokal.

Zissi Frank ist das Pseudonym einer jungen, deutschen Autorin, die in Köln geboren und aufgewachsen ist. Sie lebt in Berlin und arbeitet dort als Verlagsagentin.

Ihre erste erotische Kurzgeschichte wurde in der **eXperimenta** Sommerausgabe 2016 veröffentlicht.



Mirjam Heins





Franziska Schmetz

Über nachhaltige Literatur

Milena Reinecke

„Ich kenne kein Buch, das vom ersten bis zum letzten Satz ein Hammer ist. Meist ist es eine bestimmte Konstellation, eine Idee, ein Konflikt, ein Geist von Verrücktheit oder Wärme, ein Tonfall oder mehrere meisterhaft ausgearbeitete Szenen, die Büchern eine gewisse Unverwüstlichkeit verleihen“, schreibt Thomas Brussig und wieder einmal muss ich gestehen: Er hat es erfasst, so ist es.

Und wenn der Leser das gestehen muss, dann sei dem Buch der Platz im Lieblingsbücherregal gegönnt. Da mag die Handlung noch so abwegig und schräg sein, die Charaktere noch so unnahbar und unausgereift und der Stil noch so anspruchslos und trocken – wenn ein Aspekt, eine Idee, ein Gedanke, eine Formulierung zu- oder ins Herz trifft, dann ist das Buch unverwüstlich. Unverwüstlich – nicht mehr zu verwüsten, der Platz im Lieblingsbücherregal nicht mehr zu rechtfertigen, da das Buch es geschafft hat, die Gedankenwelt des Lesers nachhaltig zu prägen. Allein durch den bezeichnenden Ausdruck „Unverwüstlichkeit“ hat Thomas Brussig genau das erreicht. „Lesen dient dazu, eigene Erfahrungen zu festigen oder zu bestätigen, Worte für sie zu finden.“

Etwa so drückt Thomas Brussig es in „Das gibt’s in keinem Russenfilm“ aus, seiner angeblich zu 99% fiktiven Autobiographie über 50 Jahre Leben in der DDR. Abermals gelingt es ihm, die These über die Bedeutung des Lesens allein durch ihre bloße Existenz zu bestätigen.

In dem Augenblick, in dem der Leser sich glücklich ertappt fühlt und denkt: „Er hat es erfasst“, ist er beeindruckt, gar überrumpelt von der Treffsicherheit des Autors, von der Präzision der Formulierung und von ihrer Wahrhaftigkeit. Durch das Lesen des Satzes, Lesen diene dazu, Worte für bestimmte Dinge zu finden, findet man endlich Worte dafür, wozu Lesen dient, was es in einem selbst auslöst und bewegt. Die Faszination, die diese Erkenntnis auslöst, schafft die Nachhaltigkeit des Buches.

„Glück ist ein kurzfristiger emotionaler Zustand, in dem haben und wollen gleichgesetzt sind.“

Ein Satz dieser Art genügt – und das Buch hat sich seine Nachhaltigkeit verdient; ob sie sich nun darin äußert, dass man von einem „guten Buch“ spricht oder es in sein Lieblingsbücherregal stellt – es geht darum, dass man als Mensch in egal wie geringer Weise von dem Buch geprägt ist; die Literatur als ein Summand, wenn der Mensch die Summe seiner Erfahrungen ist.

Ist man wie ich zum Opfer des selektiven Gedächtnisses gefallen, das relevante und unnütze Informationen scheinbar gleichermaßen willkürlich aussiebt, dann bekommt nachhaltige Literatur eine besondere Bedeutung. Ob es sich um nachhaltige, um nachhaltig gute Literatur handelt, wird sich nämlich darin zeigen, ob ich mich später überhaupt des Buches entsinnen kann; eines Absatzes, eines Charakters, einer Sache, die mich beeindruckt oder auch das Lesevergnügen getrübt hat.

Um mich beispielsweise auf der Ebene des Stils zu beeindrucken, also einen Eindruck zu hinterlassen, ist es für einen Autoren eine wirkliche Gradwanderung. Sprachlich beeindrucken tut man Menschen, in dem man sich etwas über ihrem eigenen sprachlichen Niveau bewegt, in dem man Worte verwendet, die sich bislang nur in ihrem passiven Wortschatz befanden, Gedanken genau auf den Punkt bringt, die der Leser nur einmal angedacht hat. Wenn einem Autor das gelingt, hinterlässt er einen Eindruck.

Skuli Björnssons Kinderhörspieltipp

Deutschlandradio Kultur 05. März 2017 um 8:05 Uhr
Bis nicht nur Opas Knie verschwand
Von Sabine Ludwig

Finja liebt ihren Opa heiß und innig. Sie ist sehr traurig, als er ins Altersheim kommt. Doch auch dort kann der ehemalige Chemielehrer es nicht lassen, waghalsige Experimente durchzuführen, was regelmäßig Schwester Renate in Rage versetzt.

Die Substanzen für seine Versuche besorgt Finja in der Apotheke von Herrn Höllriegel. Der Apotheker hält sich mit Haarwässerchen und Schlankheitssäften über Wasser und träumt vom großen Geld. Als Finjas Opa eine selbstangerührte Salbe auf sein rheumatisches Knie schmiert, verschwindet mit dem Schmerz auch gleich das Knie! Finja und ihr Freund Murre sind begeistert. Es müsste doch möglich sein, nicht nur ein Knie, sondern auch einen Menschen unsichtbar werden zu lassen. Das Experiment gelingt, doch als Höllriegel davon Wind bekommt, fasst er einen höllischen Plan. (Ab 7 Jahren)

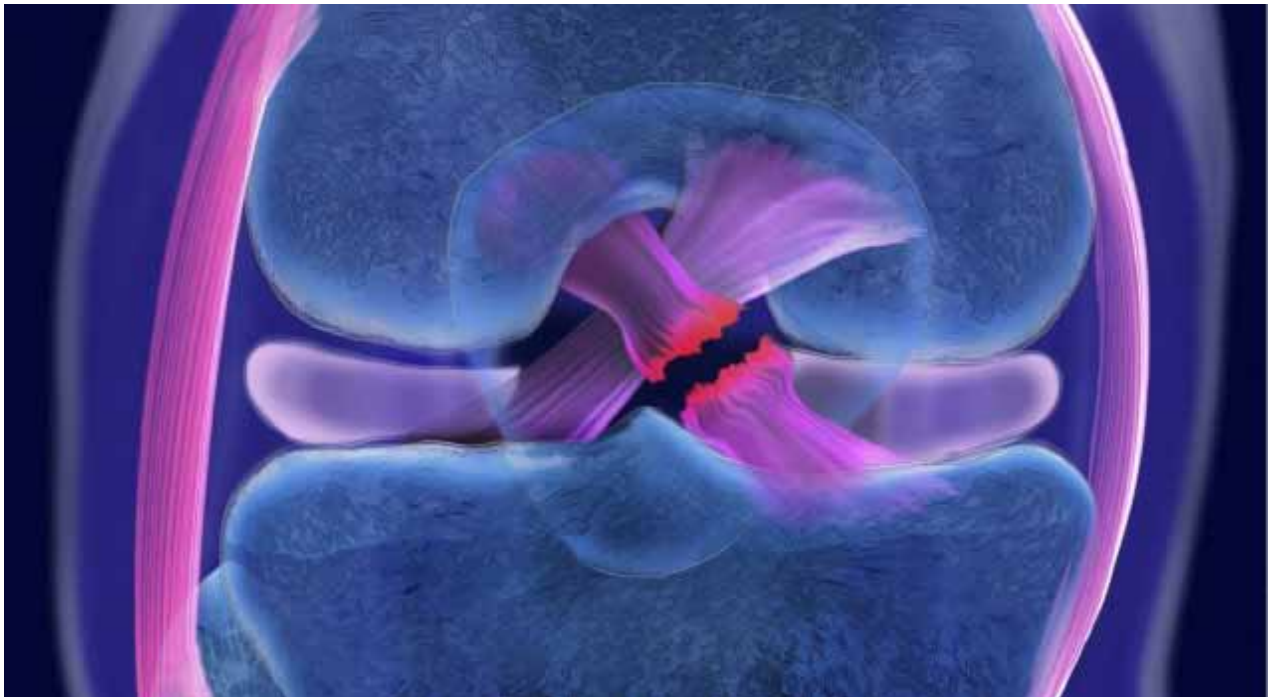
Regie: Judith Lorentz

Komposition: Lutz Glandien

Mit: Finja Ufer, Alexander Boll, Hans Michael Rehberg, Winnie Böwe, Arnd Klawitter, Andreas Marschner

Produktion: RBB 2016

Länge: 53'



So sieht ein menschliches Kniegelenk aus - das von Finjas Opa verschwindet. (imago/blickwinkel)

Sabine Ludwig, geboren 1954 in Berlin, Studium der Germanistik, Romanistik und Philosophie. Schreibt seit 1987 für Kinder und Jugendliche. Für ihr Werk erhielt sie zahlreiche Preise, u.a. 2011 den Kinderhörspielpreis der Stadt Karlsruhe für ihr Kinderhörspiel „Tante Traudls bestes Stück“. Ihr Kinderbuch „Hilfe, ich hab meine Lehrerin geschrumpft!“ wurde unter gleichnamigem Titel verfilmt und läuft seit 2015 im Kino.

Skulis Hörspieltipp

Leser(innen)briefe

Liebe Gabi,

ich habe mir die **eXperimenta** Traben-Trarbach (*Herbstausgabe 2016, Anmerk. der Red.*) doch in Ruhe am Bildschirm angeschaut.

Richtig gute Fotos, wie ich finde. Einzelne Bilder, die das Ganze repräsentieren.

Bei allem Renovierten, nicht zuletzt für die Touris, zeigst Du auch das Morbide/Vergängliche. Aber auch das lieben sie ja, die Touris.

Ein idyllisch gelegenes lebens- und liebenswertes Moselörtchen. Und Du mittendrin!!! Gelungen.

Petra Bürger, Lünen

Zum diesjährigen Heft 2 der **eXperimenta** und den vielen Zahlen-Themen wie Fünftklässler, Dreikäsehoch, ... ist mir „Neunmalklug“ immerhin ein „Einmaleins“ eingefallen:

Einmaleins !

Einer allein

hat mit sich viel zu tun.

Er schwört Mark und Bein:

So läßt sich vortrefflich ruhn !

Zwei sind ein Paar.

Da lockt die Symbiose.

Vieles verbreit sich zu Tatar –

Einer haut ab in die Kolchose !

Drei sind Einer zu viel.

Es sind alle so frei und offen !

Einer fliegt raus aus dem Spiel.

Der Ruf nach Klarheit läßt hoffen !

Vier sind zwei mal zwei –

das ideale harmonische Quartett

Die Musik symphonisiert den Geist frei

und dudelt fade Lebenssituationen wett.

Bettina Radermacher, München

Aufruf der **eXperimenta**-Redaktion

Wir suchen dringen engagierte Mitarbeiter(innen), die Werbung für die **eXperimenta** machen. Aufgabenbereiche sind:

- Anzeigenakquise (20% Provision)
- Soziale Netzwerke pflegen (Facebook, Twitter, Newsmax)
- Betreuung einer Crowdfunding-Aktion

Fühlen Sie sich angesprochen? Dann greifen Sie direkt zum Telefon: 06721/ 921 060 oder schreiben Sie an redaktion@experimenta.de

Ankündigung

Die April-Ausgabe der **eXperimenta** erscheint zum Thema **VierHändig** Anfang des Monats unter anderem mit diesen Beiträgen:

- Die Farbe der Berührung. Berührt sein von Dir und von mir und . . . ein Essay von Antje Hampe und Rüdiger Heins
- Trilogie Gudrun Holtmanns
- Der Traum der übrig bleibt Ryka Förster
- Lyrisch geht die Welt / Wort-Tausch ohne Gehör Martin Kirchhoff
- Von Wolken und Blüten Martin Piekar
- Soundvoices: David Bowie Jens-Philipp Gründler
- Isabel Kritzer im **eXperimenta**-Interview
- Ein besonderer Abend Teil Eins Zissi Frank Teil 2

Themenvorschau:

- Mai 2017: FünftKlässler
- Juni 2017: SechsAdrig
- Juli/August 2017: SiebenMeilenstiefel

Autoren und Autorinnen können gerne Beiträge für die kommenden Ausgaben einsenden. Ihre Texte sind uns willkommen!

Eingesendet werden können auch Texte, die unabhängig vom jeweiligen Schwerpunktthema sind.

Wir veröffentlichen

- Moderne Lyrik, Haiku, Senryu, aber auch klassische Dichtkunst.
- Prosatexte als Short Storys, Minidramen usw., pro Autor maximal 5 Seiten.

Außerdem suchen wir:

- Fachartikel zum kreativen- und literarischen Schreiben
- Essays, die sich mit einem Thema in ungewöhnlicher Weise auseinandersetzen.
- Beiträge und Reportagen über den Schreiballtag eines Autors oder einer Autorin.
- Erfahrungsberichte bei der Verlagssuche
- Beiträge rund um das Thema Musik

Die **eXperimenta**-Redaktion sucht auch immer wieder Bildende Künstler(Innen) und Fotograf(Inn)en für die Illustration unserer Ausgaben.

Beiträge per E-Mail senden an: redaktion@eXperimenta.de

Wir freuen uns auf Ihre Einsendungen!

Gabi Kremeskötter (Chefredakteurin)

Freies Studium Kreatives Schreiben

Wintersemester 2017 / 2018 in Bad Kreuznach

„Mein Schreiben hat an Sicherheit und Klang gewonnen, ist zum ständigen Bedürfnis geworden, das Freude macht und einen festen Platz in meinem Leben einnimmt. Das Studium ist ein guter Weg, sich dem eigenen Schreiben zu stellen und Zweifel abzubauen.“ Anne Mai, Mandelbachtal

„Die stete Auseinandersetzung mit Prosa und Lyrik, zeitgenössischer wie archäologischer, hat mich in meinem Schreiben zu mehr Tiefe geführt, zu mehr Gefühl, zu mehr, das anrührt.“ Marlene Schulz, Hofheim

Das Erzählen gehört zu den Grundbedürfnissen des menschlichen Lebens. Mündliches Erzählen ist eine Form, die zum literarischen Schreiben führen kann. Schreiben verändert das Leben und Schreiben hilft dabei, sich etwas "von der Seele zu schreiben!"

Was aber passiert, wenn Sie eine gute Idee für einen Text haben, sich an den Schreibtisch setzen und es fällt Ihnen nichts mehr ein? Diese Situation nennt sich in der Fachsprache eine "Schreibblockade".

Schreibblockaden treten häufig auf und führen dazu, dass das weiße Blatt auch weiterhin weiß bleibt! Schreibblockaden sind ohne fachliche Hilfe nur sehr selten alleine zu bewältigen.

Im Studienseminar arbeiten wir konkret an Texten, die aus Ihrem Erfahrungsbereich kommen. Der Fundus Ihrer Texte liegt in Ihnen verborgen. Die einzelnen Teilnehmer werden individuell an Texten schreiben, bei denen sie entweder ins Stocken geraten sind, oder aber, die sie erst gar nicht angefangen haben.

Den Seminarteilnehmern wird in spielerischer Weise der Umgang mit Sprache und Stil nähergebracht. Mit Übungsbeispielen aus dem Kreativen Schreiben werden Ängste und Blockaden am eigenen Schreiben überwunden. Ein weiterer Bestandteil des Seminars sind Stilleübungen und Meditationstechniken, die den kreativen Schreibprozess begleiten sollen.

Zielgruppe: Menschen, die Geschichten aus ihrem Leben aufschreiben möchten, für sich oder für andere. Neugierige, die gern schreiben und Geschichten erfinden oder die Freude daran entdecken möchten. Frauen und Männer, die gerne erzählen und zuhören. Keine Altersbegrenzung. Bildungsabschlüsse sind keine Voraussetzung.

Studiengebühr: Nach Möglichkeit: 100 € bis 150 € pro Monat. (Auf Anfrage kann die Studiengebühr auch herabgesetzt werden.

Studientage: Samstags von 10:00 bis 18:00 Uhr. Die Studientage finden in Bad Kreuznach statt.

Studientermine für das aktuelle Wintersemester 2017 /2018:

28. Oktober, 18. November, 16. Dezember

Einzelzimmer können günstig vermittelt werden.

Anmeldungen sind nur noch für das Wintersemester möglich. Beginn: 30. Oktober 2017.

Bewerbungen mit einem Text (Lyrik oder Prosa), einer Kurzvita und einem Foto an folgende Adresse schicken:

INKAS INstitut für KreAtives Schreiben, Dr. Sieglitz Str. 49 in 55411 Bingen.

Die Kunst des Erzählens

Samstag, 30. September 2017, 10:00 - 18:00 Uhr

In dem Seminar „Die Kunst des Erzählens“ beschäftigen sich die Seminarteilnehmer mit den Möglichkeiten den eigenen Schreibprozess einzuleiten.

Schreibend entdecken wir unbekannte Kontinente, die tief in unserem Innern verborgen sind. Die Schreibübungen sind so angelegt, dass Sie den Erinnerungsfundus Ihrer eigenen Erfahrung nutzen können, um Gedichte oder Geschichten schreiben zu können. Mit Modulen des „Kreativen Schreibens“ werden die Seminarteilnehmer in die Textkulissen eigener Kurzgeschichten und Gedichte eingeführt. Die Textarbeit wird von Ruhe- und Meditationsübungen begleitet, die den Schreibprozess aktivieren und die Kreativität fördern.

Der Autor Rüdiger Heins www.ruedigerheins.de leitet das Seminar. Er ist Studienleiter am INKAS Institut für KreAtives Schreiben.

Für dieses Seminar ist keine Vorkenntnis nötig. Die Inhalte sind für Anfänger und Fortgeschrittene geeignet.

Seminarort: Bad Kreuznach

INKAS Institut für KreAtives- und literarisches Schreiben
55543 Bad Kreuznach Rheinland-Pfalz Deutschland

Seminartermin: Samstag 30. September 2017, 10:00 bis 18:00 Uhr.

Seminargebühr: 100 € (Auf Anfrage kann die Studiengebühr auch herabgesetzt werden.)

Für Redakteure und Redakteurinnen der eXperimenta entfällt die Gebühr.

Einzelzimmer können günstig vermittelt werden.

Seminarleiter: Rüdiger Heins, Autor www.ruedigerheins.de

Anmeldung: eMail: info@inkas-id.de oder Telefon: 06721 - 921060

Website mit weitere Informationen: www.inkas-institut.de

„Im Schreibseminar entberge ich mein Selbst. Ob dabei Literatur entsteht, mögen andere beurteilen. Für mich entspringt Lebendigkeit. Besonders bereichernd empfinde ich, die Weiterentwicklung zu sehen und wertzuschätzen, die eigene ebenso wie die der anderen.“ Benedikt Schreyer, München



Für alle Schriftsteller(nnen) zur Information

Auf den folgenden Seiten finden Sie Ausschreibungen, die vielleicht für Sie interessant sind. Sollten Sie an einem der Wettbewerbe teilnehmen, wünschen wir Ihnen viel Erfolg!

Für die Redaktion der eXperimenta
Sabine Reitze

Wettbewerb 2017 des Autorenforums Berlin

Thema: „Schlamm“.

Wir freuen uns auf Texte, die das Thema auf individuelle Weise verarbeiten und sprachlich überzeugen. Der Jury ist wichtig, dass das Thema des Wettbewerbs in den Geschichten zum Tragen kommt. Es ist beabsichtigt, ausgewählte Texte in einer Anthologie zu veröffentlichen, die im Herbst 2017 erscheinen soll. Die Teilnehmer des Wettbewerbs erklären sich durch die Einsendung mit der Veröffentlichung in dieser Anthologie einverstanden (nicht exklusiver Abdruck).

Teilnahmebedingungen:

- Der Wettbewerb steht nur Autor(inn)en mit Wohnsitz in Berlin oder dem Land Brandenburg offen.
- Es darf nur ein Text pro Autor eingereicht werden.
- Die Texte müssen in deutscher Sprache abgefasst, selbst verfasst sowie unveröffentlicht sein.
- Der Umfang des Textes muss zwischen 7000 und 9000 Zeichen einschließlich Leerzeichen liegen (Schrift Arial, Schriftgröße 12)
- Nur Prosa, keine Lyrik.
- Die Einsendungen erfolgen per E-Mail an die Adresse wettbewerb2017@autorenforum-berlin.de.

Die Texte werden von der Jury anonym bewertet - nach folgendem Prozedere:

- Jeder E-Mail sind zwei Anhänge beizufügen:

- 1. Textdatei: Der Text ist als Word-Dokument mit einem Kennwort auf dem Text einzusenden. Der Text darf also keinen Hinweis auf den Verfasser enthalten. Das Kennwort muss auch die Datei bezeichnen. Es muss ein anderes Kennwort als der Titel des Wettbewerbs gewählt werden.
- 2. Autorendaten: Der E-Mail ist ein weiteres Word-Dokument beizufügen, das mit dem Kennwort und dem Stichwort „Autorendaten“ bezeichnet ist. In diesem muss der vollständige Name des Autors (kein Pseudonym), seine vollständige postalische Anschrift in Berlin oder dem Land Brandenburg, seine Telefonnummer, seine E-Mail-Adresse sowie Titel des Textes und erneut das Kennwort genannt sein.
- Das Wettbewerbsbüro, geführt von Susanne Kliem, leitet die Texte ohne Autorendaten an die Jury weiter.
- Beiträge, die den obigen Voraussetzungen nicht entsprechen, werden vom Wettbewerbsbüro nicht an die Jury weitergeleitet und somit nicht berücksichtigt.

Besonderer Hinweis

Eingangsbestätigungen werden nicht versandt. Teilnehmer, die einen Preis gewonnen haben oder für die Anthologie vorgesehen sind, werden bis Ende Juli 2017 benachrichtigt. Sodann werden die entsprechenden Namen auf der Webseite des Autorenforums www.autorenforum-berlin.de veröffentlicht. Absagen an die übrigen Teilnehmer können leider nicht erfolgen. Wir bitten alle Teilnehmer sehr herzlich, von Nachfragen abzusehen.

Kontaktmöglichkeit

wettbewerb2017@autorenforum-berlin.de

Dotierung:

1. Preis Euro 300,-
2. Preis Euro 200,-
3. Preis Euro 100,-

Einsendeschluss ist der **15. März. 2017.**

Webseite: <http://www.autorenforum-berlin.de>

Schreibwettbewerb zum Thema Reisen mit 600 Euro Preisgeld

Schreibwettbewerb zum Thema #BucketList2017. Gewinne Bares für die Urlaubskasse!

Autoren, Blogger oder Texter mit Leidenschaft fürs Reisen gesucht. Veröffentliche Deine Travel Story, Fotos oder Videos bis zum **31. März. 2017** auf Juptr. Hier erfährst Du, wie's funktioniert.

Mehr zum Thema:

Das **Reisejahr 2017** hat begonnen. Welche Destinationen kannst Du für 2017 empfehlen? Lass uns teilhaben an Deinem schönsten **Urlauberlebnis** oder überrasche uns mit einem individuellen **Travel Guide** für ein Reiseziel Deiner Wahl. Sei es Kanada, Myanmar oder die Ostsee, nicht der Ort zählt, sondern **das persönliche Erlebnis und die besten Insider-Tipps**.

Wir wollen lebendige **Stories**, unverfälschte **Fotos** und spannende **Videos**! Inspiriere Deine Leser mit interessanten Tipps. Empfehle Cafés, Bars, Restaurants, Museen und Attraktionen. Alle Beiträge zusammen schaffen einen **authentischen Einblick** in die **faszinierende Welt des Reisens**.

Bewerbung

Sammle mit Deiner Veröffentlichung **bis Ende März 2017** die meisten Likes auf Juptr.io und gewinne Bares. Die drei erst platzierten Beiträge erhalten als Gewinn jeweils Euro **300, 200 und 100,-**.

Und so funktioniert's. . .

1. Registriere dich auf **Juptr.io** - Du kannst dafür auch ein Pseudonym wählen.
2. Folge dem Forum **BucketList2017**.
3. Veröffentliche Deine Story, Fotos oder Videos mithilfe des **Juptr Editors**. Klicke rechts oben auf **Menu**, dann auf **Write an article** und schon kann es losgehen. Du kannst Deinen Artikel als Draft speichern und später wiederkommen. Sobald Du soweit bist, klicke links oben auf **Publish**, um Deinen Artikel im Forum **BucketList2017** zu teilen.
4. Teile Deinen Artikel im Netz unter dem Hashtag **#BucketList2017** und sammle so viele Likes wie Du nur kannst bis zum **31. März 2017**.
5. Die drei erst platzierten Artikel erhalten als **Gewinn** jeweils einen Barpreis in Höhe von Euro **300, 200 und 100,-**.

PS. Es hindert dich keiner daran, mehr als einen Beitrag oder einen bereits auf Deinem Blog publizierten Beitrag auf Juptr.io zu veröffentlichen! Die einzige Voraussetzung ist, dass Du Deinen Artikel mithilfe des Editors auf Juptr veröffentlichst.

Kontaktmöglichkeit

Fragen dazu? Schicke eine Mail an ann-christin@juptr.io

Kontakt und Impressum: Juptr.io

Dotierung:

Die drei erst platzierten Artikel erhalten als **Gewinn** jeweils einen Barpreis in Höhe von Euro **300, 200 und 100,-**.

Einsendeschluss ist der **31. März. 2017.**

Webseite: https://juptr.io/metahandler/-BucketList2017_spc_von_spc_Juptr/un:annchristin

Impressum

eXperimenta Online und Radio Magazin für Literatur und Kunst

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V. Dr.-Sieglitz-Straße 49 in 55541 Bingen

Chefredaktion: Gabi Kremeskötter

Redaktion: Philip J. Dingeldey (Social-Media), Bastian Exner, Jens-Philipp Gründler, Rüdiger Heins, Sabine Reitze, Annette Rümmele, Franziska Schmetz,

Elisabeth Schmidt (Schlusskorrektur), Barbara Wollstein (Filmkolumne)

Korrespondenten: Prof. Dr. Mario Andreotti (CH), Jürgen Janson, Marlene Schulz, Xu Pei

Layout und Gestaltung: Franziska Schmetz

Webmaster: Christoph Spanier

Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins

Redaktionsanschrift:

Rheinland-Pfalz **eXperimenta**, Dr.-Sieglitz-Straße 49, 55411 Bingen

Auflage: 20.000

Einsendungen erwünscht!

Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an: redaktion@eXperimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung.

Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS INstitut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich.

Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de: 0131- eXperimenta-2017-014

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Fotografien und Illustrationen: Pierre Dietz, Madita Hampe, Jürgen Janson, Marcel Morast, Gabi Kremeskötter, Jutta Kremeskötter, Carlotta Ostmann, Yvonne Sartoris, Franziska Schmetz, Inga von Staden, Elias Zörner, Stella Cecilia Zörner, Mirjam Heins

Titelbild: Carlotta Ostmann

Die **Printausgabe** kann bei Print Service Listl per E-Mail bestellt werden: print-listl@gmx.de

Unkostenbeitrag Euro 12,- zzgl. 19% MwSt und Versandkosten.

Die Redaktion ist nicht am Umsatz beteiligt.

Bei der Bestellung in der E-Mail bitte die Postanschrift mitteilen.



Franziska Schmetz, Friederike

eXperimenta

03/
17

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins

Cecilia Zörner, Wir drucken mit: Früchten aus der Natur

Die eXperimenta veröffentlicht seit Dezember 2011 die Rubrik „Trilogie“.

Hier erschienen bisher Texte von Cornelia Becker, Gabi Kremeskötter, Maja Rinderer, Marcela Ximena Vásquez Alarcón, Rafael Ayala Paéz, Ingrid Sachse, Ilona Schiefer, Cuti, Johannes Kühn, Charles Bukowski, Gioconda Belli, Arnfrid Astel, Bertram Kottmann /Emily Dickinson, Sören Heim, Rüdiger Heins, Xu Pei, Şafak-Sarıççek, Jan Pönnighaus, Jens-Philipp Gründler und aktuell Daniela Schmidt.

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KReATives Schreiben www.inkas-institut.de